

## 4 Die Vereinnahmung des Raums. Kolonialdiskurs und Erster Weltkrieg

---

Wie sich aufzeigen ließ, wurde der deutschsprachige Diskurs über Mazedonien im 19. und frühen 20. Jahrhundert stark von der Konstruktion einer ›deutschen‹ bzw. ›europäischen‹ Überlegenheit über die einheimische Bevölkerung der als rückständig und un- oder semizivilisiert imaginierten Region geprägt. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass es tatsächlich Initiativen zur deutschen Kolonisierung Mazedoniens gab – teils mit, teils im Widerspruch zu offizieller deutscher Politik –, die von kirchlichen und bildungspolitischen Aktivitäten über Eisenbahnbau und -betrieb bis hin zur Gründung landwirtschaftlicher Musterbetriebe reichten. Eine ausführliche Analyse dieser Aktivitäten hat 2006 der Historiker Malte Fuhrmann in seiner Monographie *Der Traum vom deutschen Orient. Zwei deutsche Kolonien im Osmanischen Reich 1851-1918* vorgelegt; auf seine Erkenntnisse bezieht sich das folgende Teilkapitel dieser Arbeit. Waren die kolonialen Initiativen oft auch von beschränkter Reichweite, so spielten sie doch eine maßgebliche Rolle bei der ideologischen Legitimierung eines deutschen Führungsanspruchs in der Region, der durch eine *pénétration pacifique* erreicht werden sollte. Mit der deutschen Besetzung des während der Balkankriege an Serbien gefallenen ›Vardar-Mazedoniens‹ im Ersten Weltkrieg schienen sich kolonialistische Phantasien zu bewahrheiten – nun allerdings nicht mehr friedlich, wenn auch in der öffentlichen Diktion stets Wert darauf gelegt wurde, es handle sich bei den deutschen Aktivitäten nur um uneigennützigte Hilfeleistungen für den bulgarischen Verbündeten. Zahlreiche Wissenschaftler vermaßen und erforschten in der vom deutschen Staat eingerichteten »Mazedonischen Landeskundlichen Kommission«, kurz Malako, im »Gefolge des deutschen Heeres« (Doflein 1921) das Land und schufen so die Basis für eine angestrebte deutsche Vorherrschaft:

»Raumproduktion braucht Wissen. Erst indem der Raum (und damit das in ihm disziplinierte Subjekt) in Katastern, Karten und Statistiken zum Erkenntnisobjekt wird, kann der moderne Staat entstehen. [...] Nach außen benötigt der Staat Raumwissen für seine kolonialen und imperialistischen Projekte. Diskursivierung und Modellierung des Raumes sind von operativen, administrativen und machtstrategischen Leistungsanforderungen nicht zu trennen.« (Köster 2005: 34)

Die Präsenz deutscher Soldaten und die von ihnen umgesetzten Infrastrukturprojekte wie Straßen und Bahnlinien, die dem Land »für ewige Zeiten« ihren Stempel aufdrücken sollten, sorgten zudem dafür, dass »die Deutschen sich in Makedonien wie ägyptische Pharaone oder römische Kaiser fühlten« (Fuhrmann 2006: 10). Zwar war die massive deutsche Präsenz nur von kurzer Dauer und endete jäh mit dem überstürzten Rückzug aus Mazedonien 1918. Dem in teils erst während der Weimarer Republik erschienenen Erinnerungswerken vom »mazedonischen Kriegsschauplatz« formulierten Anspruch tat dies aber keinen Abbruch, wie anhand mehrerer Beispiele zu zeigen sein wird.

#### 4.1 Koloniale Ambitionen in Mazedonien

Die Vorstellung, dass Mazedonien sich als Region für eine deutsche Kolonisierung anbiete, ist im 19. Jahrhundert bereits zu einem recht frühen Zeitpunkt nachweisbar. Die durch den griechischen Unabhängigkeitskampf einsetzende Erosion des Osmanischen Reichs lud zu allerhand Phantasien ein, in denen bestimmte Territorien dieses Reichs als Zielgebiete massenhafter deutscher Siedlungsbewegungen firmierten. So zitiert der Journalist Ernst von der Nahmer in einer Abhandlung über *Deutsche Kolonisationspläne und -erfolge in der Türkei* einen Brief des preußischen Historikers Barthold Georg Niebuhr, den dieser 1821 »unter dem Eindruck des griechischen Aufstands« an den Freiherrn vom Stein geschrieben habe: »Welch neue Welt kann dort entstehen! Wie kann Amerika aufgewogen werden, was wohl not tut! Ich wollte, ich wäre jung, um mit Tausenden von Deutschen hinzugehen und in Bithynien oder Mazedonien uns anzusiedeln ....« (Nahmer 1916: 408) Laut von der Nahmer kursierten damals sogar schon »vollständige Aufteilungspläne für die Türkei«, in denen etwa »Mazedonien und Thrazien« einem preußischen Prinzen zufallen sollten (Nahmer 1916: 412-413).

Aus einer umfassenden Siedlungsbewegung wurde allerdings nichts. Immerhin entstanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige kleinere Landwirtschaftskolonien in Mazedonien, insbesondere an der Vardartrasse der Eisenbahnlinie von Saloniki nach Mitrovica (vgl. Fuhrmann 2006: 68-69). Dort, so Fuhrmann, konnten sich die Siedler aufgrund der »Germanisierungspolitik der Bahnleitung«, deren Anliegen es war, auch auf kleineren Bahnhöfen deutschsprachige Stationsvorsteher einzusetzen, mit der deutschen »Zivilisation« verbunden fühlen (Fuhrmann 2006: 68). Die bekannteste und größte dieser Kolonien war das Gut Palikura in der Nähe der Stadt Kavadarci in der heutigen Republik Mazedonien, wo sich der badische Mennonit Jakob Zeisset 1885 zunächst als Pächter niedergelassen hatte. Mit seiner Heirat im Jahr 1889 begründete er eine später achtköpfige Familie, und um die Wende zum 20. Jahrhundert ging das Landgut, auf dem er hauptsächlich einen lukrativen Opiumanbau betrieb, in seinen Besitz über. Zeissets Liegenschaft

zog zahlreiche deutsche Besucher an, die sich dort recht erhaben fühlen konnten. Dafür sorgte laut Fuhrmann schon die Lage an einem »fast senkrecht zur Crna hin abfallenden Hang, von wo aus man das Tal, die weitläufigen Felder, ferner die Symbole von Antike und Moderne, die Ruinen des byzantinischen Stobi und die Bahnstrecke beim Vardar, übersah«, eine Lage, die »einem das Gefühl geben [konnte], man habe das Land, das in der antiken Tradition stand und sich erst vor kurzem der Moderne geöffnet hatte, erfolgreich kolonial in Besitz genommen.« (Fuhrmann 2006: 70) So taufte der »Alldeutsche« Wilhelm Groos, der sich 1905 in Palikura aufhielt und in den »Alldeutschen Blättern« davon berichtete, die höchste Erhebung auf dem Gutsgelände »Kaiser-Wilhelm-Berg«, erkannte in einheimischen Würdenträgern »Kolonialsubjekte[]«, diagnostizierte angesichts der zahlreichen einheimischen Angestellten eine »deutsche Herrenstellung« und empfahl Palikura als »Anlaufpunkt für eine weitere Kolonisierung der Region durch deutsche Landwirte und deutschen Bergbau« (Fuhrmann 2006: 70-71). Max Brunau, der als ehemaliger deutscher Pfarrer in Saloniki nach dem Ersten Weltkrieg Zeugnis über das »Deutschtum Mazedoniens« ablegte, beschreibt Palikura als »einen Großgrundbesitz [...], der nicht nur für deutsche, sondern auch für Balkanverhältnisse sehr ansehnlich war und oft den Neid und die Mißgunst seiner türkischen, nach ihrem alten Schlendrian wirtschaftenden Nachbarn errege« (Brunau 1925: 21). Zeisset sei »als Musterwirt in ganz Mazedonien bekannt« gewesen: »Die türkischen Beys sahen mit Staunen, was er aus dem Boden gewann, ahmten ihn aber wenig nach, obgleich er Jahre hindurch bemüht war, landwirtschaftliche Maschinen, mit denen er selber arbeitete, mehrscharige Pflüge, Mähmaschinen, Binder, Dreschsätze, auch unter seinen Nachbarn in Aufnahme zu bringen.« (Brunau 1925: 21-22)

Der liberale Reichstagsabgeordnete, Diplomat und Schriftsteller Albin Kutschbach blickt in seinen Erinnerungen an *50 Jahre auf dem Balkan* mit Wehmut auf seine Besuche auf dem »größeren Gute Palikura, das den Umfang eines kleineren Fürstentums hatte«, zurück, wo er sich »stets an der deutschen Art erfreut [habe], mit der dort gewirtschaftet wurde« (»deutsche Art« heißt hier »Fleiß und eine muster-gültige Bewirtschaftung«): »Jetzt ist das alles dahin, denn die großen Kämpfe während der beiden Balkankriege, namentlich aber die des Weltkrieges, die sich auf diesem Gebiete abspielten, haben eine völlige Zerstörung des mit so vielem Fleiß, großer Ausdauer und unter hohen Kosten Aufgebauten herbeigeführt.« (Kutschbach 1929: 291)

Nicht nur die Ansiedlung deutscher Landwirte, auch andere koloniale Aktivitäten in Mazedonien erlitten durch die Niederlage im Ersten Weltkrieg einen empfindlichen Dämpfer, nachdem ihnen die deutsche Besatzung Nordmazedoniens zunächst noch einmal Auftrieb verschafft hatte. Diese kolonialen Aktivitäten waren vielfältig, standen teilweise in Konkurrenz zueinander, waren mal auf einer Linie mit der offiziellen deutschen Politik und mal nicht. Protestantische Missionsbestrebungen, die »Stärkung des Deutschtums im Ausland«, Einflussnahme durch

Handelsbeziehungen, eine *mission civilisatrice* als Mittel wirtschaftlicher und politischer Interessenswahrung, eine *pénétration pacifique* des Osmanischen Reichs unter Zuhilfenahme von Kanonenbootpolitik – es ist ein breites Spektrum, das sich im 19. und frühen 20. Jahrhundert in Hinblick auf Mazedonien bietet. Ausführlich analysiert wurde es bereits von Fuhrmann (2006), so dass hier nicht detaillierter darauf eingegangen wird. Im Vordergrund stehen sollen vielmehr die hinter den Aktivitäten stehenden Ansichten über Mazedonien und seine einheimische Bevölkerung, die sich in Texten von der Kolonialbewegung nahestehenden Autoren äußern und als ungleich langlebiger erweisen als die Aktivitäten selbst. Zwar gab es, so Fuhrmann, trotz an sich guter Bedingungen »so gut wie gar keine publizistischen Appelle zur deutschen Besiedlung Makedoniens« (Fuhrmann 2006: 65), die Propaganda habe sich eher auf Kleinasien gerichtet. Als Beispiel nennt Fuhrmann Hugo Grothe. Dieser »herausragende Aktivist der Orientkolonisation« (Fuhrmann 2006: 214) zeigt tatsächlich zwar durchaus »gaiaerotisches« Verlangen nach mazedonischem Boden und streicht die deutsche Rolle bei der eisenbahnbaulichen Erschließung des Landes heraus, empfiehlt Mazedonien aber eher für einen touristischen Besuch, nicht zur Besiedlung. »Auch wenn er die Monastir-Bahn mit der Bagdadbahn verglich, projizierte er seine Hoffnungen auf Siedlungen auf letztere.« (Fuhrmann 2006: 66) Auch seine Phantasie eines neuerlichen Alexanderzugs weist nach Osten (vgl. Kapitel 3.1). Es lassen sich aber doch prägnante, aussagekräftige Beispiele anführen, in denen einer deutschen Kolonisierung Mazedoniens das Wort geredet wird, so die 1894 publizierte Reisebeschreibung *Ein Ausflug nach Mazedonien. Besuch der deutschen Eisenbahn von Salonik nach Monastir* des Freiherrn Colmar von der Goltz oder »Goltz-Pascha«, der als Leiter der deutschen Mission zur Reformierung des Osmanischen Heeres zu Berühmtheit gelangte, und insbesondere die autobiographisch gefärbte Studie *Das Deutschtum in Mazedonien*, 1925 vom ehemaligen Pfarrer der deutschen Saloniker Gemeinde Max Brunau veröffentlicht.

Von der Goltz führt in seinem Vorwort zwei Gründe an, die ihn motivierten, dem »halbvergessenen Lande, dem eine große und vielleicht nahe Zukunft bevorsteht«, einen Besuch abzustatten. Zunächst einen historischen: »Welches Soldatenherz sollte sich nicht mächtig angezogen fühlen, bei dem Gedanken, durch die Gefilde Macedoniens streifen zu können und einmal an der Stätte zu stehen, wo Alexander, der größte aller Feldherrn, die je gelebt, das Licht der Welt erblickte.« (Goltz 1894: o.S.) Doch ausschlaggebend waren offenbar deutsche Aktivitäten in der Region, die es von der Goltz geraten erscheinen ließen, den »Ausflug« zu unternehmen:

»Ein besonderer Anziehungspunkt war für mich die im Entstehen begriffene Eisenbahn von Salonik nach Monastir, welche das Herz Macedoniens dem Weltverkehr demnächst wieder eröffnen soll. Sie ist das Werk einer deutschen Gesellschaft, und die oberste Leitung des Bau's liegt gleichfalls in deutscher Hand. Deut-

sche haben in der Entwicklung des orientalischen Eisenbannetzes [sic!] eine hervorragende Stellung errungen, und es schien mir eine patriotische Pflicht, den Landsleuten in der Heimath davon zu berichten, wenn auch die Sache selbst abseits meines eigenen Berufes und Wirkungskreises liegt.« (Goltz 1894: o.S.)

In seiner Darstellung Mazedoniens neigt von der Goltz nicht zur Exotisierung. Im Gegenteil, immer wieder zieht er Parallelen zwischen Deutschland und dem bereits ten Land. Diese findet er in der Geschichte, etwa wenn er Alexander den Großen mit dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg vergleicht (Goltz 1894: 62) oder das antike Makedonien wenige Jahrzehnte nach Alexanders Tod mit Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg (Goltz 1894: 65). Er findet sie aber auch in der Gegenwart. So erinnert ihn die von Großgrundbesitz geprägte Landschaft der fruchtbaren Ebenen immer wieder an die »nordische Heimath« (Goltz 1894: 93). Wie etwas früher Hahn (1868) diagnostiziert er dabei eine ›Gleichzeitigkeit des Ungleichen‹: Insbesondere in Hinblick auf städtische Siedlungen und Infrastruktur vergleicht er Mazedonien nicht mit dem gegenwärtigen Deutschland, sondern dem Ostpreußen seiner Kindheit. Über Monastir [heute Bitola in der Republik Mazedonien] führt er aus:

»Sehr wohl kann es den Vergleich mit mancher europäischen Stadt aushalten. Freilich urtheilen die heutigen Besucher aus dem Abendlande meist abfällig nicht nur über diese, sondern über alle orientalischen Städte, härter noch die jungen türkischen Bey's, die ihre Erziehung in Europa genossen, und deren Ideal die Boulevards von Paris sind. Aber wir vergessen bei den reißenden Fortschritten, die das Abendland seit 30 Jahren gemacht hat, nur zu leicht, wie es vordem bei uns aussah. Bei dem Besuch der türkischen Provinzialstädte, zumal aus der europäischen Seite, wie vor Jahren in Adrianopel, heute in Monastir, tauchten mir deutlich Bilder aus der Kindheit in der ostpreußischen Heimath auf. Die langen, langsamen Wagenfahrten auf grundlosen Wegen, bis endlich die alte Karosse über holpriges Pflaster in das düstere Stadthor hineinwackelte, der große, noch ungepflasterte Marktplatz mit den Resten von Heu und Stroh, allem Kehrriech des letzten Markttagetages, einem Dümpel in der Mitte, wo Enten und Gänse ihr Wesen trieben, die krummen Gäßchen mit niedrigen, einstöckigen Häusern zu beiden Seiten, Gartenzäune dazwischen, endlich die Einfahrt zum Gasthofe zu ›den drei Kronen‹ oder ›zum Schwan‹ oder ›Adler‹, der weite Hof, umstanden von windschiefen Stallungen, vollgepfropft von ausgespannten Bauernwagen, die abgetretene Treppe und die großen, düsteren Gastzimmer mit grünen Rouleaux an den Fenstern und einer darauf gedruckten Schweizerlandschaft. Heut' ist das Alles verschwunden; aber erinnert man sich dessen, so fällt der Vergleich für den Orient keineswegs ungünstig aus.« (Goltz 1894: 96-97)

Beim Aufbruch aus Monastir versetzt ihn die Reise über Land sprichwörtlich ein knappes halbes Jahrhundert zurück. Die Reisegeschwindigkeit, das Rütteln und Schütteln der Kutsche, der Ausblick aus dem Fenster, alles gerät zur sentimentalsten Reminiszenz an die Vergangenheit:

»Am andern Morgen um vier Uhr rasselten, wackelten und ächzten unsere alten Karossen zur Stadt hinaus, durch die aus dem Schlummer erwachende Ebene. Wie ich zum Wagenfenster hinaussah auf die nebligen bethauten Wiesen und Getreidefelder, und ein Chausseebaum nach dem andern rechts und links vorübertaumelte, träumte ich mich unwillkürlich in die ferne Heimath vor 40 Jahren zurück, wenn die Sommerferien zu Ende waren und wir Kinder in die alte Kutsche gepackt, fast ebenso langsam wie hier mit schwerem Herzen die Chaussee entlang rollten, dem Städtchen und der Schule entgegen.« (Goltz 1894: 99)

Auf diese Weise konstruiert Goltz, so Fuhrmann, eine »ahistorische, durch die Natur hervorgerufene und von vagen ›inneren‹ Werten abgeleitete Wesensverwandtschaft zwischen diesem Land und Deutschland und stellt das Osmanische Reich als speziell deutsche Heimat dar.« (Fuhrmann 2006: 158) Mag auch diese Konklusion vielleicht etwas weit gehen, so steht doch außer Zweifel, dass von der Goltz starke Ähnlichkeiten zwischen dem mazedonischen Teil des Osmanischen Reichs und Deutschland bzw. Ostpreußen sieht. Allerdings findet auch eine deutliche Wertung statt. In »Macedonien« herrscht laut von der Goltz durchweg eine »geringere Sorgfalt in der Bodenkultur« (Goltz 1894: 78) vor, die »Bearbeitung der Aecker ist immerhin noch eine primitive, die Düngung weder systematisch, noch überhaupt genügend« (Goltz 1894: 139) – abgesehen vom Besitz deutscher Kolonisten. Hinsichtlich der kolonialen Heterotopie Palikura etwa heißt es: »Die sorgfältigere Bestellung der Felder läßt uns die kundigere Hand nicht einheimischer Arbeiter erkennen.« (Goltz 1894: 122) Und so empfiehlt von der Goltz denn auch die Ansiedlung ausländischer, insbesondere deutscher Landwirte, um das Potenzial des Landes besser auszunutzen. Auch den Städten tut deutscher Einfluss aus seiner Sicht offensichtlich gut. Denn nicht alle erscheinen in der Schilderung so positiv wie Monastir. Üsküb [heute Skopje in der Republik Mazedonien] macht zwar, »wie die meisten türkischen Städte, von fern gesehen einen hübschen Eindruck«, aus der Nähe sieht es aber anders aus:

»In Wirklichkeit hat sich nur um den Bahnhof herum ein freundliches europäisches Viertel gruppiert, das auch seinen guten Gasthof besitzt, während wir im Uebrigen eine ächt albanesische Stadt vor uns haben, mit holprigen Straßen, krummen und schiefen, meist offenen, Werkstätten und Verkaufsläden, endlich vereinzelten größeren Häusern dazwischen.« (Goltz 1894: 123-124)

Eine »ächt albanesische Stadt« hat offenbar auch keine Ähnlichkeit mehr mit einer ostpreußischen Stadt der Vergangenheit. Und doch verweisen das europäische

Viertel und die Anwesenheit von »deutschen Familien der Eisenbahnverwaltung« und »mehreren türkischen Offizieren, welche in Deutschland gedient hatten, jetzt aber hier als Instructeure wirkten«, mit denen von der Goltz seinen Aufenthalt in der Stadt »auf das Angenehmste« verbringt (Goltz 1894: 124), darauf, dass eine ›positive‹ Entwicklung unter entsprechendem Einfluss möglich wäre. Leitbild der *mission civilisatrice*, die von der Goltz propagiert, ist die europäische Moderne. Allerdings nicht diejenige Moderne, die mazedonische Basare mit den »billigen Erzeugnissen europäischer Industrie, welche die hübschen einheimischen Arbeiten mehr und mehr verdrängen« (Goltz 1894: 96), überschwemmt. Von der Goltz orientiert sich vielmehr an der »ostelbischen, konservativ abgefederten Minimalmoderne, der die traditionelle militärische Elite entstammte« (Fuhrmann 2006: 159): Ein Ideal, das laut Fuhrmann »zum meist nicht hinterfragten deutschen Modernisierungsmodell für das Osmanische Reich werden sollte« (Fuhrmann 2006: 159).

Eine andere Perspektive als von der Goltz nimmt Max Brunau ein. Als er 1925 sein Werk über *Das Deutschtum in Mazedonien* veröffentlicht, existiert das Osmanische Reich nicht mehr, Mazedonien ist zwischen den Balkanstaaten Griechenland, Jugoslawien und Bulgarien aufgeteilt, und die ehemals prosperierende deutsche Kolonie in Saloniki und der mazedonischen Provinz hat deutlich unter den Umbrüchen gelitten. Es ist ein wehmütiger Tonfall, in dem der frühere Pfarrer der deutschen Gemeinde davon berichtet, wie privilegiert die deutschen ›Expats‹ in Mazedonien einst leben konnten:

»Die Deutschen in Salonik und in Mazedonien lebten bis zum Kriege in durchaus auskömmlichen Verhältnissen. Bis zu den Balkankriegen herrschte im Lande eine Billigkeit der Lebensmittel, die einem heute märchenhaft erscheint, so daß auch die niederen Bahnbeamten und -handwerker ihr gutes Auskommen hatten, meist sogar Besitzer von Grund und Boden und Häusern geworden waren. [...] Die gesellschaftliche Stellung war von jeher eine durchaus angesehene. Als Franken, durch die Kapitulationen vor allen Willkürakten und Uebergriffen türkischer Polizei oder Behörden geschützt, allein unter der Gerichtsbarkeit des deutschen oder österreichischen Konsulats stehend, nahmen sie den Landeseinwohnern gegenüber eine Herrenstellung ein. Den deutschen Familien auf dem Lande und in den Provinzstädten wurde nie ein Haar gekrümmt, und man konnte sicher zu Pferde durch das Land reisen. Man hat in Deutschland zumeist falsche Vorstellungen von der Unsicherheit und von den Kämpfen und dem Blutvergießen, das in Mazedonien herrschte, gehabt. In den Straßen Saloniks war man sicher zur Tages- und Nachtzeit wie nur in einem geordneten Staat Europas. Es wurde allerdings im Lande ja fast immer gekämpft. Aber diese Kämpfe bulgarischer oder griechischer Komitadschis mit türkischem Militär waren nichts, was den Landesfremden, den Franken, der den Gegensätzen neutral gegenüberstand, irgendwie gefährdete. Gewiß ereigneten sich politische Morde, und auch in den Straßen der Stadt hätte eine ver-

irte Kugel wohl einmal einen Europäer aus Zufall treffen können. Aber daran war man gewöhnt und regte sich darüber nicht auf.« (Brunau 1925: 27)

Der Aufstand von 1903, zu dessen Beginn eine Reihe von Bombenattentaten die Stadt erschütterten und auch den Deutschen Club und die Deutsche Schule trafen (die dramatische Schilderung dieser Ereignisse durch den Schuldirektor Sigmund gibt Brunau 1925: 29-30 wieder), sorgte in Brunaus Lesart nur vorübergehend für Unruhe. Auch Epidemien, etwa der Cholera, können den zivilisatorisch höherstehenden Deutschen nichts anhaben: »Den Europäer, der etwas auf Sauberkeit, zumal der Hände, hielt und mit dem Genuß rohen Obstes vorsichtig war, regte das Wüten der Seuche in der Stadt wenig auf.« (Brunau 1925: 33) Selbst die Balkankriege beeinträchtigen die Stellung der Deutschen auch im Hinterland kaum, denn noch »war das Ansehen des Europäers so groß, daß kein Balkansoldat es wagte, in ihrem Hause zu plündern oder auch nur ungezogen aufzutreten« (Brunau 1925: 34). Erst mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg ist die »Herrenstellung« der Deutschen in Mazedonien vorbei. Als »Zukunftsland für deutsche Auswanderer« (Brunau 1925: 90) sieht Brunau es nicht mehr, er rät sogar explizit von einer Ansiedlung dort ab, falls man nicht von vornherein über eine feste Stelle verfüge. Und dennoch hat der Erste Weltkrieg in Brunaus Inszenierung eine noch stärkere ideologische Grundlage für deutsche Ansprüche auf die Region geschaffen als die von Eisenbahnbeamten und -ingenieuren begründete Kolonie der Vorkriegszeit.<sup>1</sup> Zum einen durch die an der »mazedonischen Front« Gefallenen, die nun in großer Zahl dort begraben liegen: »Das Deutschtum Mazedoniens, das dort unter der Erde ruht, ist viel zahlreicher als das, das jemals vorher dort gelebt hat.« (Brunau 1925: 50) Zum zweiten durch die Strapazen, denen die Soldaten im Kampf um Mazedonien ausgesetzt waren: »Unvergessen werden bleiben die Kämpfe an der Cerna und im Moglengebiet. Unsägliches haben unsere Soldaten gelitten in der Gluthitze des Sommers, der für die nicht daran gewöhnten Nordländer furchtbar ist.« (Brunau 1925: 50) Und drittens durch die infrastrukturellen Leistungen, die von den Deutschen erbracht wurden, während die nachfolgenden Landesherrn, so Brunau, nicht in der Lage seien, das Erbe zu bewahren und weiterzuführen:

»Bleibendes hat der Deutsche im Kriege dort geschaffen in der Erschließung des Landes durch den Bau von Bahnen und Chausseen. Eine mächtige Heeresstraße ist

1 Ein Echo dieser Kolonie findet sich in Helene Böhlau 1904 erschienener Erzählung »Muttersehnsucht«. Die in einer freudlosen Ehe gefangene Hauptfigur Maria wird von einem Jugendfreund besucht, der in der »weite[n] Welt [...] sein Glück gemacht« und in »Mazedonien [...] seinen Platz als Ingenieur« gefunden hat. Dass dieser Gast Marias Gefühlsleben aufwühlt, sie sich ihm schließlich hingibt »wie eine weltfremde Göttin, die von Menschengesetz und Satzung nie etwas gehört« hat und ein Kind empfängt, entspricht zugleich dem damals im deutschsprachigen Diskurs vorherrschenden Bild von Mazedonien als zwar fruchtbarem Land, das aber von Gesetzlosigkeit und Chaos geprägt ist (vgl. Kapitel 3.1).

längs des Vardar gebaut. Eine Bahnlinie verbindet, über den Babunapass und Prilep, Monastir und Gradsko, das, einst eine unbedeutende Station, ein Bahnknotenpunkt geworden ist, von wo Zweig- und Feldbahnen an die Front gingen. Noch 1921 lag ungeordnet dort das ganze Eisenbahnmaterial, Schienen und Schwellen, Wagen, Lokomotiven und Lowrys, wie die Deutschen beim Rückzug das alles zurückgelassen hatten. Die Heeresstraße am Vardar führt auch durch das Felsentor Demir Kapu, wo durch einen schmalen Tunnel die Bahn nach Süden geht. Hier wurde nun für die Heeresstraße ein zweiter Tunnel gebohrt, und über die Oeffnung an der Nordseite meißelten deutsche Soldaten die Inschrift: Kaiser Wilhelm II. baute diese Straße. Hernach hat zwar der französische General d'Esperey noch die Worte hinzufügen lassen: Und der General d'Esperey hat die Deutschen besiegt und aus dem Lande vertrieben. Aber trotzdem, unvergessen wird nicht nur bleiben, was deutsche Tapferkeit in Mazedonien geleistet, sondern auch, was deutsche Arbeit dort geschaffen hat.« (Brunau 1925: 50)

In dieser Konstruktion eines deutschen Anspruchs auf Mazedonien, der aus dem Einsatz als Bündnispartner Bulgariens an der »mazedonischen Front« resultiert, entspricht Brunau der Darstellung von Autoren soldatischer Erinnerungswerke (vgl. Kapitel 4.3) und nationalistischer Kriegsromane der Zwischenkriegszeit (vgl. Kapitel 5.1).

## 4.2 Die Arbeit der »Mazedonischen Landeskundlichen Kommission (Malako)«

»Am 7. Mai 1917 schrieb mir Geheimrat Penck in Berlin: »Die Okkupation von Mazedonien durch deutsche Truppen soll benutzt werden, um möglichst viel Material zur Kenntnis des Landes zu gewinnen. Es gelang mir, durch ein Throngesuch den Kaiser dafür zu interessieren, und Seine Majestät haben 50 000 Mark bewilligt. Es sollen nun Gelehrte hinuntergeschickt werden, um das Land zu erforschen. Darunter habe ich auch Sie genannt, der Sie meines Erachtens nicht nur die beste, sondern auch die einzige Persönlichkeit sind, welche objektives Licht breiten könnte über das bunte Völkerbild.« Dies war die Veranlassung, mich an den Arbeiten der »makedonischen Landeskommision« zu beteiligen.« (Weigand 1924: III)

Mit diesen Worten lässt der Romanist und Bulgarist Gustav Weigand – in aller Bescheidenheit – das Vorwort zu seinem 1924 im Leipziger Verlag Friedrich Brandstetter erschienenen Werk *Ethnographie von Makedonien. Geschichtlich-nationaler, sprachlich-statistischer Teil* beginnen. Er beschreibt weiter, wie er im Auftrag des preußischen Kulturministeriums ins deutsche Hauptquartier in Niš reiste, um mit der Heeresleitung sowie dem bulgarischen Bündnispartner über Ausstattung und Arbeitsweise der Kommission zu verhandeln. Letztlich wurden »von bulgarischer

Seite sechs Herren zur Mitarbeit bestimmt, während von deutscher Seite etwa dreißig Gelehrte teilnahmen, die Archäologie, Botanik, Ethnographie, Geographie, Geologie usw. zu bearbeiten hatten« (Weigand 1924: III).<sup>2</sup> Sie trugen laut Weigand eine spezielle Uniform und wurden in der Ausführung ihrer Forschungsarbeiten von den Etappenbehörden in jeder Weise unterstützt. Weigand selbst allerdings begab sich nicht auf eine Forschungsreise im besetzten Gebiet, da er »ein reiches Material besaß«, das er auf »sechs verschiedenen Reisen im Balkan gesammelt« und nur teilweise veröffentlicht hatte (Weigand 1924: III).

Die Veröffentlichung der Forschungsergebnisse gestaltete sich für die Mitglieder der »Malako« indes schwieriger als gedacht. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem politischen Umsturz in Deutschland standen die ursprünglich dafür vorgesehenen Gelder nicht mehr zur Verfügung. Letztlich resultierten daher nur wenige Buchpublikationen aus der Arbeit der Kommission: neben Weigands *Ethnographie von Makedonien* vor allem noch *Mazedonien. Erlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers im Gefolge des deutschen Heeres* des Zoologen Franz Doflein, erschienen bereits 1921 im Verlag von Gustav Fischer in Jena, und *Makedonien. Landschafts- und Kulturbilder* des Geographen Leonhard Schultze Jena, erschienen 1927 in demselben Verlag. Nicht zur Veröffentlichung gelangte etwa die von Weigand angekündigte »Herausgabe eines speziell ethnographischen Werkes« (Weigand 1924: III) durch den Direktor des Hamburger Museums für Völkerkunde Georg Thilenius. Dort wurde 1919 immerhin eine dreimonatige Sonderausstellung zur »Makedonischen Volkskunde« gezeigt, zu welcher der »Hamburger Correspondent« vermerkte, die Entstehungsgeschichte der Sammlung gehe zurück auf die »unermüdliche, schwierige wissenschaftliche Arbeit der von der deutschen Heeresgruppe in Makedonien 1917 berufenen »Makedonischen Landeskundlichen Kommission«, die aus deutschen und bulgarischen Gelehrten besteht, und deren Aufgabe die Erforschung des bisher fast unzugänglichen Gebietes ist.« (Zitiert nach Laukötter 2015: 234) Die von Schultze Jena noch 1927 angekündigten weiteren Publikationen aus »Völkerkunde, Sprachwissenschaft, Kunstgeschichte, Zoologie und Botanik« (Schultze Jena 1927: VI) blieben offensichtlich auch nur ein Desiderat.

Die veröffentlichten Werke entsprechen in vielerlei Hinsicht den Mazedonien-Berichten des 19. Jahrhunderts. Gleichgeblieben ist etwa der Anspruch, eine bisherige *terra incognita* in Europa bekannt zu machen, wenn auch nun verbunden mit dem als Verpflichtung empfundenen Wunsch, die Leistungen der deutschen Ar-

2 Zusammenfassende Informationen über die von ihm so genannte »Mazedonische Landeskundliche Kommission (abgekürzt Malako)« bietet der Geograph Fritz Klute in einem 1921 auf dem XX. Deutschen Geographentag in Leipzig gehaltenen Vortrag über »Landeskundliche Arbeiten in Mazedonien« (Klute 1922). Weigand kommt in diesen Ausführungen interessanterweise nicht vor.

mee in diesem Land zu würdigen und weitere Tätigkeitsfelder zu erschließen, wie es Doflein zusammenfasst:

»Ein Buch, wie das vorliegende, soll mit seinem vorläufigen Ergebnis ein Zeugnis davon ablegen, wie in dem zerstörenden Krieg aufbauende Arbeit mit Hilfe der Armee geleistet wurde. Es soll ein bisher unbekanntes Land, einen weißen Fleck auf der Karte Europas dem Verständnis unseres Volkes näher führen und zeigen, was dort für alle Zweige unseres Wissens und unserer Kultur noch zu suchen ist.« (Doflein 1921: 579)

Ergeht sich Weigand (1924) ganz in der Art eines Müller (1844) in ausführlichen Schilderungen des angeblichen jeweiligen »Nationalcharakters« der in Mazedonien siedelnden Ethnien – mit dem Unterschied, dass er die Slawen Mazedoniens eindeutig den Bulgaren zurechnet, während Müller sie als Serben kategorisiert hat –, so steht Doflein mit seinem bewusst subjektiv gefärbten Erlebnisbericht, in dem die wissenschaftlichen Erkenntnisse aus seinem Fachgebiet, der Zoologie, lediglich einen Teil ausmachen, ganz in der Tradition etwa eines August Grisebach (1841). Schultze Jena hingegen präsentiert seine Erkenntnisse als »objektiven« Ergebnisbericht landeskundlicher Feldforschung. Nur an einzelnen Stellen scheint, wenn auch vage, das Forschungsobjekt durch, etwa bei der Beschreibung eines Wohnhauses in Konjsko:

»Die langen Winterabende erhellt das Holzfeuer in der viereckigen Herdaushöhlung des Lehmbodens; sein scharfer Rauch wirbelt ins Dachgebälk, beizt es glänzend schwarz und bewegt die staubigen Spinnewebe, die allenthalben zwischen den verußten Ziegeln hängen. Ist das Herdfeuer verglommen, wird der Kienspan auf den eisernen Leuchter-Dreifuß gesteckt; in seinem Flackern tanzen die Riesenschatten der Umsitzenden an den Wänden auf und ab. Wenn auch er verlöscht ist, legen wir uns auf die Decke am Boden und preisen die Weisheit dieser niedrigen Ruhestatt, die das tränende Auge dem aufstrebenden Qualm entrückt.« (Schultze Jena 1927: 79)

Wer das erzählende »Wir« ist, bleibt unklar, während Dofleins Aufzeichnungen zu entnehmen ist, dass er in Konjsko mit Schultze Jena zusammengetroffen sei und bei »einer guten Flasche Burgunder« (Doflein 1921: 104) in gemeinsamen Erinnerungen geschwelgt habe. Obenstehendes Zitat macht allerdings deutlich, dass Schultze Jenas Darstellung keineswegs auch nur annähernd »objektiv«, sondern stark wertend ist. Noch expliziter wird dies an zahlreichen weiteren Stellen seines Textes. So beschreibt er die Feldbearbeitung und Gestaltung von Bewässerungskanälen als »kunstlos«, sie geschehe mit »einfachsten Mitteln« und »auf einfachste Art«, es handle sich um Gräben, »die jedes Kind graben kann« (Schultze Jena 1927: 93). Die mazedonische Bevölkerung wird mit exotischen »Naturvölkern« gleichge-

setzt – bezeichnenderweise aus Kolonialgebieten des Deutschen Reiches<sup>3</sup> –, zugleich zu ›edlen Wilden‹ von hohem Anstand stilisiert und drittens – ähnlich wie bei Hahn (1868) – in einer ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹ mit der mittelalterlichen Bevölkerung Deutschlands verglichen:

»Eine solche Behausung ist nicht viel mehr als ein Schutz gegen Wind und Wetter; nichts verrät, daß hier über die rohen Bedürfnisse des Alltags hinaus auch nur das Geringste gedacht und gefühlt würde. Dann aber überrascht den Fremdling, der hier eintritt, ein Anstand, besonders der Frauen, fein in Wort und Gebärde, den wir aus keiner deutschen Bauernstube kennen. Ein seltsames Gemisch von Naturvolkswesen und von Resten hoher Kultur begegnet uns auch im materiellen Kleinbesitz der makedonischen Gebirgsbauern: Am Gebälk hölzerne Aufhängehaken, so plump geschnitzt, wie man sie in Neuguinea nur von den Hinterwäldlern des Inneren kennt, hier Flaschenkürbis-Gefäße im Negerstil, dort Tonkrüge in der klassischen Form der Amphora. Wie lebendiges Mittelalter unserer eigenen Vergangenheit muten andererseits die Bilder von Himmel und Hölle an, mit denen sie noch heute die Wände ihrer Kirchen bemalen: wie die Sünder im Feuer schmoren oder der Teufel schon auf dieser Erde dem Frommen leibhaftig in die Schüssel pißt.« (Schultze Jena 1927: 81)

Trotz der Überhöhung des »Anstandes« wird deutlich, dass Schultze Jena die Bevölkerung Mazedoniens im Verhältnis zum deutschen Beobachter – und der anderen Vertreter der Armee, der er angehört – als unterentwickelt ansieht. Ähnlich verfährt er, wenn er einerseits den Mythos der »Komitadschi« als mit den »makedonischen Bergen [...] wie Rotbart mit dem Kyffhäuser oder die Loreley mit dem Rhein verwachsen« bezeichnet und zugleich in einer Distanzierung von der Heroisierung des »mazedonischen Freiheitskämpfers« im deutschsprachigen Diskurs der 1920er Jahre konstatiert: »Auf einem anderen Blatt der Geschichte Makedoniens stehen die Morde, Schändungen und Plünderungen, die unter dem Deckmantel des Freiheitskampfes abenteuernde Banden von Christen gegen Christen verübt haben.« (Schultze Jena 1927: 52)

Dass der abwertende Blick auf die Einheimischen und auch den bulgarischen Bundesgenossen im deutschen Heer sehr verbreitet war, bezeugt Doflein und grenzt sich zugleich von dieser »unberechtigten Überhebung« ab:

»Wer Gelegenheit hatte, in Kreise und Individuen aus einem Volk, wie die Bulgaren, etwas tiefere Einblicke zu tun, der ist verpflichtet, seine Erfahrungen der All-

3 Tatsächlich hatte Schultze Jena zuvor Erfahrungen in Kolonien des Deutschen Reiches gesammelt. Während des Krieges der deutschen Kolonialmacht in ›Deutsch-Südwestafrika‹ gegen die Herero befand er sich auf einer Forschungsexpedition vor Ort und nutzte u.a. die Gelegenheit, gefallenen Hereros zu Forschungszwecken Organe zu entnehmen sowie an gefangenen ›Hottentotten‹ Lebendstudien zu betreiben (vgl. Gräbel 2015: 168).

gemeinheit zugänglich zu machen, um uns für die Zukunft vor so verderblichen Vorurteilen zu bewahren, wie sie während des Weltkrieges zu unserem Schaden viele Deutsche beherrschten. Mit wie wenig Takt und Verständnis traten unsere Landsleute in den meisten Fällen unseren Bundesgenossen gegenüber. Wie oft war ich peinlich berührt von der unberechtigten Überhebung, mit der unsere Soldaten auf die armen, dummen Bulgaren herabsahen, von der Art, mit der unsere Offiziere von ihren bulgarischen Kameraden sprachen.« (Doflein 1921: 270)

Doch schon dass es eben »arme[], dumme[] Bulgaren« sind, die er hier in Schutz nimmt, zeigt, dass auch er letztlich die gleiche Perspektive einnimmt. Und so stellt auch Doflein immer wieder Vergleiche an, die das empfundene – oder schlicht im zeitgenössischen Diskurs vorausgesetzte – Gefälle deutlich machen. Beobachtet er in Prilep und am Ohridsee blonde und blauäugige Kinder, betont er, dass allerdings keine Verwechslung mit deutschen Kindern möglich sei, »denn so verlumpte, verschmutzte, verwahrloste Kinder gab es in Deutschland nirgends« (Doflein 1921: 272). Konstatiert er, dass der »Mangel an Sauberkeit und die Vernachlässigung der Kleidung« bei bulgarischen Soldaten »offenbar eine Folge des langen Kriegs« sei und attestiert er auch »unseren Soldaten [...] in Mazedonien mit der Zeit eine starke Nachlässigkeit«, so setzt er doch hinzu: »Allerdings so verlumpt, zerrissen und verschmutzt wie manche bulgarischen Regimente war nie eine deutsche Truppe.« (Doflein 1921: 277-278) Gesteht er zu, dass die deutschen Soldaten etwa in der »Ausnützung der Schluchtbäche, der Nebenflüsse des Wardar und dieses Flusses selber [...] viel von den Bulgaren gelernt [haben], welche auf diesem Gebiet ausgezeichnete Fachleute sind« (Doflein 1921: 29-30), wird an anderer Stelle doch deutlich gemacht, wer von wem mehr zu lernen habe: »Geradezu rührend ist die Lernbegier der Bulgaren. Wo sie konnten, suchten Soldaten und Offiziere von uns Deutschen zu lernen. Nicht nur die Sprache, sondern in jedem Gebiet; Handwerker wie Ärzte, Beamte und Offiziere wie Studenten sahen zu unserer höheren Kultur auf, und suchten vom Zusammenleben mit den Deutschen zu profitieren, so viel sie nur konnten.« (Doflein 1921: 278)

Doch nicht nur die Lehrerrolle schreibt Doflein den Deutschen zu. Aus der Position der kulturellen Überlegenheit heraus, so zeigen es seine Ausführungen, lässt es sich trefflich richten, und zwar selbst über Attraktivität oder Unattraktivität der Einheimischen. Slawischen Mazedoniern spricht er pauschal beinahe jegliche äußere Anziehungskraft ab: »Weder Frauen noch Männer haben schöne Gestalten oder Gesichter, wenn auch jugendliche Vertreter beider Geschlechter eines gewissen Reizes nicht entbehren. Noch dazu verdirbt die Tracht die Gestalt ganz außerordentlich. [...] Schlankheit und Beweglichkeit der Frau scheint nicht dem Schönheitsideal dieser slawischen Bauern zu entsprechen.« (Doflein 1921: 246)

Als Gegenpol zur slawischen Frau, die »mit ihren kurzen Beinen einen plumpen, watschelnden Gang« (Doflein 1921: 246) habe, wird die »jugendliche Zigeune-

rin« inszeniert. Denn sind die »Zigeuner« per se auch »ein schmutziges Gesindel« (Doflein 1921: 250) und ihre alten Frauen »scheußliche Vetteln, die so aussahen, wie wir uns als Kinder Hexen vorgestellt haben« (Doflein 1921: 251),<sup>4</sup> so kommt in Dofleins Schilderung der »schönen Zigeunerin« ein weitverbreitetes Stereotyp zum Tragen,<sup>5</sup> das zugleich mit sexualisierten Orientphantasien des 19. Jahrhunderts korrespondiert:

»Geschlechtskrankheiten sind unter den Zigeunern sehr verbreitet und so unwahrscheinlich es klingt, nicht wenige unserer Soldaten, ja Offiziere haben sich in diesem Viertel böse Infektionen geholt. Kam man öfter durch das Viertel, so konnte man die Anziehungskraft der Zigeunerinnen besser begreifen. Eine jugendliche Zigeunerin hat meist eine entzückende Haltung und einen schönen, schwebenden Gang. Sie stachen ganz außerordentlich durch ihre natürliche Grazie von den plumpen schwerfälligen Mazedonierinnen ab. Während ich sonst in Üsküb unter den einheimischen Mazedonierinnen keine Frau und kein junges Mädchen gesehen habe, welches ich für schön oder nur reizvoll hätte erklären können, unter den Zigeunerinnen konnte man manchmal große Schönheiten sehen, die jeden Künstler begeistert hätten mit ihren schönen Formen, den edlen Gesichtern, den graziösen Bewegungen ihrer kaum verhüllten Formen.« (Doflein 1921: 252-253)

Die Bedrohung, die hier von den »Zigeunerinnen« ausgeht, rekuriert zugleich auf das Schmutzstereotyp, das bereits u.a. bei August Grisebach (1841) und Karl May (1892) ein relevanter Bestandteil der Schilderungen der Region Mazedonien ist und insbesondere für den durch den Hygienediskurs des 19. Jahrhunderts geprägten May mittels Bakterien und Ungeziefer die Gefährdung des Helden potenziert. Auch Doflein referiert diesen Hygienediskurs, wenn er feststellt, die »Übertragung und Ausbreitung von Seuchen« sei »in Mazedonien [...] besonders schlimm durch die Vernachlässigung der Wohnungen, den Schmutz in den Häusern, in den Dörfern und Städten, durch die Primitivität in hygienischen Verhältnissen, den Mangel an reinlichen Aborten, an Wasserleitungen, an Kanalisierung usw.« (Doflein 1921: 434) und hinzufügt: »Dazu kam auf dem Balkan als besonders erschwerendes Moment die Masse des Ungeziefers in den Wohnstätten der Menschen und an ihrem eigenen Körper.« (Doflein 1921: 434)<sup>6</sup> Der Naturforscher »im Gefolge des deutschen

4 Zum Motiv der »alten Zigeunerin« als »Hexe« vgl. Brittnacher 2012: 233-245.

5 Vgl. hierzu Hille 2005, insbesondere 38-58.

6 Schmutz und Ungeziefer bestimmten vor dem Hintergrund eines deutschen »Hygiene-Diskurses« auch die von »koloniale[n] Blicke[n]« geprägte soldatische Wahrnehmung der Kriegsgelände in Osteuropa, etwa »Russisch-Polen«, als »unsaubere Gegend, in der überall Krankheiten lauerten«, so Günter Riederer in seinem Vorwort zu den Kriegstagebüchern von Harry Graf Kessler (Riederer 2008: 37-41). Vgl. zu diesem »spezifisch deutschen« Orientalismus«, der den »schmutzigen« Osten als Ziel eines westlichen »Zivilisierungsauftrags« wahrnahm«, auch Sülsebeck 2013: 194-196.

Heeres« beschreibt aber nicht nur, sondern nimmt den Kampf gegen die Ursachen der Krankheiten auf. Freilich scheitert er oft genug, an Umständen wie den »undicht gebauten Häusern der Mazedonier« (Doflein 1921: 435), in denen Schwefeldämpfe keinen Erfolg erzielen können, aber auch und insbesondere an der »Bürokratie der Militärverwaltung und vor allem unseres Sanitätswesens«, die ihn etwa daran hindert, mit der »damals neu erprobten Cyankalimethode« zu operieren: »Da keine Vorschriften und Paragraphen darüber existierten, durfte so etwas nicht gemacht werden.« (Doflein 1921: 435) Zugleich stellt das Ungeziefer für Doflein eine Art von einheimischer Folklore dar. Das Bewohnen eines wanzenbefallenen einheimischen Quartiers erscheint ihm »romantischer« als die Einquartierung in einer eigens gebauten wanzenfreien Baracke und trägt zum interkulturellen Erleben bei.<sup>7</sup>

Obwohl Dofleins Mazedonienbeschreibungen durchaus affirmative Bezüge zu Karl Mays in der Region spielenden Romanen aufweisen – so etwa die Konstruktion des zivilisatorisch überlegenen »Deutschen« als Lehrer und Erzieher, wenn auch deutlich weniger präpotent als bei May, oder auch die Betitelung eines Kapitels mit »Schluchten des Balkans« –, unterscheidet er sich hinsichtlich Verwendung und Interpretation des Schmutzstereotyps doch deutlich vom sächsischen Erfolgsschriftsteller. In der Regel denunziert er nicht, sondern relativiert. Die Schilderung des Aufenthalts im Haus eines älteren Albaners während eines Jagdausflugs ins Šar-Gebirge kann sogar als direkte Replik auf May gelesen werden. Doflein werden von seinem Gastgeber nämlich »Ehrenbissen« mit der Hand direkt in den Mund gereicht. Da dabei peinlichst auf Sauberkeit geachtet wird, konstatiert Doflein: »Und so wußte ich die Ehre zu schätzen, als der alte Mann einen möglichst schönen Happen Fleisch für mich herausfing und ihn mir in den Mund steckte.« (Doflein 1921: 337-338) May hingegen hatte der »Ehrenbissen« dazu gedient, einmal mehr auf drastische Weise die angeblichen hygienischen und kulturellen Missstände im »Orient« zu inszenieren:

»Der Reisende braucht den Osten gar nicht um hervorragender Abenteuer willen zu besuchen; er findet Abenteuer übergengug, täglich, ja stündlich. Aber was sind das für Abenteuer! [...] Die zahlreichsten derselben erlebt er im Kampf gegen die

7 »Die Zimmer waren stets reich an Ungeziefer; ein wanzenfreies Quartier galt für eine große Auszeichnung vom Quartieramt. Schließlich sah man sich hier, wie überall in Mazedonien, genötigt, wanzenfreie Soldaten- und Offiziersheime und Verpflegungsanstalten zu schaffen. Dann war man allerdings in weniger romantischer Umgebung; aber auf solche legte der Durchschnittssoldat weniger Wert. Auch unter den Offizieren zeigte sich erstaunlich wenig Anpassungsfähigkeit an Fremdes und ein Kleben an Traditionellem, welches es manchem unmöglich machte, die Vorteile und Besonderheiten des Aufenthalts im fremden Land in der richtigen Weise auszunützen.« (Doflein 1921: 131-132)

oft aller Beschreibung spottende Unreinlichkeit der dortigen Bevölkerung. Ich habe mit einem berühmten Scheik gespeist, welcher während des Essens sich einige allzu lebhaft Tierchen aus dem Nacken holte, sie vor aller Augen zwischen den Nägeln seiner Daumen guillotinierte und dann mit den Händen, ohne sie vorher abzuwischen, in den Pillaw fuhr und von demselben eine Kugel rollte, um sie mir als ›el Lukme esch Scharaf\*‹ [\*] Ehrenbissen.] in den Mund zu schieben.« (May 1892c: 100)<sup>8</sup>

Überhaupt ist Doflein zumeist um Ausgleich bemüht. Konstatiert er einen zerstörerischen Umgang mit den Ressourcen des mazedonischen Waldes durch die Einheimischen und stellt den »deutschen Wald[]« in Gegensatz dazu (Doflein 1921: 412, vgl. auch 182-183), so vermerkt er an anderer Stelle doch, dass bulgarische und auch deutsche Soldaten »im Raubbau am Holz« (Doflein 1921: 433) wetteiferten, oder berichtet angesichts von Nussbäumen in einem Gebirgstal: »Allerdings die mächtigsten und prachtvollsten unter ihnen hatte Hauptmann Jungmann auf dem Gewissen, dessen Bataillon sie für die deutschen Gewehrfabriken gefällt hatte.« (Doflein 1921: 80) Immer wieder wird die Ausbeutung des besetzten Landes durch die Deutschen explizit gemacht, ohne die laut Doflein eine Kriegsführung schon gar nicht mehr möglich wäre. Das betrifft unter anderem die Opiumproduktion:

»Es war für unsere Kriegsführung von der größten Bedeutung, daß wir ein Opiumland in der Hand hatten. So gefährlich dies Produkt der schönen Pflanze als Gift und Genußmittel ist, so segensreich hat es sich bei Hunderttausenden von Verwundeten als Mittel zur Narkose und Schmerzlinderung erwiesen. Das Rohprodukt wird nach Deutschland geschafft und in dessen chemischen Fabriken weiterverarbeitet.« (Doflein 1921: 32)

Es betrifft aber auch den Rohstoffabbau, so ein Chrombergwerk in Radusche [heute Raduša in der Republik Mazedonien], in dem laut Doflein zur Zeit seines Besuchs 3.700 mazedonische und albanische Arbeiter beschäftigt waren (über deren »Leistungsfähigkeit, Arbeitsamkeit, Arbeitsdisziplin« sehr geklagt worden sei) und das für die deutsche Kriegswirtschaft eine entscheidende Rolle spielte:

»So lieferte denn in jener Zeit Radusche all das Chrom, welches wir zur Stahlhärtung bekamen. Es herrschte daher ein fieberhafter Betrieb dort und auf der Kleinbahn. Alles Geförderte wurde sofort abtransportiert, fuhr nach Deutschland

8 Auch Dofleins Beschreibung albanischer Siedlungen im Šar-Gebirge bildet einen starken Kontrast zu Mays Schilderungen, aber auch denen von Soldaten im Ersten Weltkrieg wie Siegfried Seidel (vgl. Kapitel 4.3), wenn er ihre Schönheit hervorhebt, die ihn an Japan erinnert: »Wieder steigt mir die Erinnerung an japanische Dörfer auf, wenn ich das feine Silbergrau der Häuser so zart zu dem üppigen Grün der Bäume stimmen sehe, wenn ich die gleichmäßige Besiedelung, die guten Verhältnisse der Bauten und die reiche Pflanzenwelt überblicke. [...] Schöne, schlanke Menschen begegnen uns auf den Feldern und am Rande des Dorfes.« (Doflein 1921: 243)

und wurde dort gleich nach der Ankunft weiterverarbeitet. Man bekam hier einen Einblick in eine der vielen Nervenleitungen des Kriegsorganismus und lernte verstehen, wie außer politischen und militärischen Notwendigkeiten auch harter wirtschaftlicher Zwang die Besetzung eines Landes und das Halten einer Front unerlässlich machte.« (Doflein 1921: 323)

Selbst Nahrungsmittel wie Truthähne und Brot bzw. Mehl wandern in das »hungernde Deutschland« (Doflein 1921: 41), und dann ist es offensichtlich doch gleich, wenn das mazedonische Mehl durch Steinchen verunreinigt ist (da es in den Mühlen nicht »übermäßig sauber« zugehe) und »so manchem deutschen Soldaten und seinen Angehörigen zuhause [...] im wahrsten Sinne des Wortes die Zähne« knirschen (Doflein 1921: 135). In dem vermeintlich höher entwickelten Deutschland gibt es sonst schlichtweg nicht genug zu essen.

Doch nicht nur die Kriegswirtschaft prägt den von Doflein geschilderten Raum Mazedonien, sondern der Krieg selbst drückt der Landschaft überall seinen Stempel auf. Zerstörte Dörfer prägen das Land, Armut und Unterentwicklung sind zu großen Teilen eine Folge des Krieges. In laut Doflein von Kriegshandlungen bisher verschont gebliebenen Ortschaften sammelt er wesentlich positivere Eindrücke vom Leben der Bevölkerung, so etwa bei einem Besuch Tetovos (Doflein 1921: 219-220). Selbst ungetrübte Naturerfahrung ist nur in Gegenden fernab der Front möglich, zum Beispiel im Šar-Gebirge, das schon Grisebach (1841) zu schwärmerischen Landschaftsschilderungen animiert hatte:

»Aber mehr als diese wissenschaftlichen Beobachtungen bedeutete mir die wundervolle Landschaft, welche vom Gipfel aus nach allen Seiten sich um mich ausbreitete. Ich wußte nicht, in welche Himmelsrichtung ich zuerst blicken sollte. Ich wandte mich von einer Seite zur anderen, meine Augen tranken voll Wonne all die Schönheit in sich und die ganzen Stunden lang erfüllte mich ein Gefühl des Glückes in dieser menschenfernen Einsamkeit. Hier war ich einmal wirklich fern dem Krieg und den sich hassenden Menschen.« (Doflein 1921: 231)<sup>9</sup>

9 Eine Sonderstellung hat Ohrid inne. Dort finden zwar Kampfhandlungen statt (an der durch den gleichnamigen See verlaufenden Grenze zu Albanien), es weist aber dennoch eine Landschaft auf, die sich »mit den schönsten der Welt messen« (Doflein 1921: 542) kann und ungetrübten Genuss bietet: »Von schönen Eindrücken erfüllt, warm von Sonne und Schönheit, stiegen wir im Hafen von Ochrida ans Land.« (Doflein 1921: 542) Im Unterschied zu Grisebach gesteht Doflein zumindest hier auch den Einheimischen die Fähigkeit zu, landschaftliche Schönheit zu erkennen und zu honorieren: »Auch die Einwohner von Ochrida besaßen Verständnis für die poetische Schönheit der Örtlichkeit. Abends wandelten junge Leute, Liebespaare hier heraus, genossen die Abendstimmung, saßen auf den Felsenklippen und sangen ihre schwermütigen Lieder.« (Doflein 1921: 565) .

In Frontnähe ist die Landschaft zwar nicht weniger eindrucklich, doch wird ihr Genuss empfindlich gestört. Zum einen durch die Kampfhandlungen selbst und die von ihnen ausgehende Gefahr, was Doflein in der Nähe des heutigen Bitola erfahren muss: »Ich trat hinaus auf den kleinen Gipfelraum, atmete tief auf, reckte meine Arme in die Höhe, und begann mit einem frohen Jodler mein Entzücken, welches das Bild in mir erweckte, das vor mir lag, auszuposaunen. Da faßte mich still der bulgarische Hauptmann an der Schulter und zog mich hinunter in Deckung. ›Wir sind nicht auf dem Rigi hier, gleich wird's schießen.« (Doflein 1921: 521) Zum anderen aber auch und insbesondere durch die Eingriffe, die bei Anlage und Befestigung der Front erfolgt sind und die Landschaft verschandeln:

»Auf den Rückseiten der vorliegenden Berge sah man überall gerade Linien, Zickzackstreifen durch Gräben, Serpentinien von neugebauten Zufahrtsstraßen und all den Spuren des grausamen Krieges gezogen. Naturforscher und Künstler in mir aber wirkten zusammen, um all dies häßliche Menschenwerk in dem Bild auszulöschen, das innerlich in meiner Seele die Lichtstrahlen, die aus allen Weiten zu mir flogen, aufbauten. Und es blieb Schönes und Ergreifendes genug an der Landschaft, die sich, während ich in den Felsen herumkletterte, nach einander nach allen Himmelsrichtungen unter mir ausbreitete.« (Doflein 1921: 522)

Es handelt sich um keine ursprüngliche, wilde Landschaft mehr. Die vorgebliche *terra incognita* ist einer vom Menschen geprägten Landschaftsform gewichen, selbst das unwegsame Gebirge ist bezwungen und anverwandelt worden. Ist dies auch für ästhetischen Naturgenuss eine Zumutung, so werden die Eingriffe in die Landschaft da, wo sie »deutsche[r] Organisationstüchtigkeit« (Doflein 1921: 453) zu verdanken sind, zum Symbol militärischer und zivilisatorischer Macht, bekräftigen den vermeintlichen Anspruch auf das besetzte Land und werden zu einem Versprechen für die Zukunft: »Das, was Mannschaften und Offiziere mit Treue, Ausdauer, körperlicher und geistiger Energie in diesem Lande leisteten, das kann nicht ganz verloren gehen und wird wieder ein Zeugnis von dem guten Kern des Volkes werden, wenn die Deutschen eine neue Zukunft gewinnen.« (Doflein 1921: 472) So wird trotz der zu einem guten Teil auf Ausgleich bedachten Mazedonien-Repräsentationen Dofleins auch durch seinen Beitrag zu den Arbeiten der »Mazedonischen Landeskundlichen Kommission« deutlich, dass dieses Unternehmen ganz in der Tradition deutscher kolonialer Bestrebungen in Mazedonien stand. Wissen über das Land, seine Geographie, seine Ressourcen und seine Bevölkerung sollten Macht garantieren und, trotz der Niederlage im Krieg, auch für die Zukunft sichern. Wie eine Reminiszenz an Aufrufe zur Siedlung in Mazedonien erscheint da Dofleins Inszenierung von Frontbefestigungen deutscher Soldaten:

»Es ist eine eigenartige Erinnerung, die ich an diese Fahrt dicht hinter der Front mitgenommen habe. Wie war die ganze Landschaft verändert durch die Bauten

des Heeres. Seit 16 Monaten war in jener Zeit die Front in dieser Gegend nicht verschoben worden. So blieb es auch noch ein ganzes Jahr. Wie wurde in dieser Zeit die ganze Erde der Hügel von unseren Truppen durchwühlt; ich wurde unwillkürlich zu einem Vergleich mit den unterirdischen Nestern der Ameisen gedrängt, welche in Massen die gleichen Hänge besiedelten. Überall hatten die Soldaten Felder bestellt, Gärten mit Blumen und Gemüse bepflanzt, Bewässerungsgräben gezogen. Welche Massen von Brettern und Balken waren in das holzarme Land gebracht worden, um all die Bauten aufzuführen. Es war, als sei ein Volk von lauter Männern im Lande eingewandert, das hier für alle Zeiten zu bleiben glaubte.« (Doflein 1921: 100)

Schwingt auch Skepsis mit, so korrespondieren Dofleins Äußerungen doch nicht nur mit kolonialistischen Texten des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts über Mazedonien, sondern auch mit Erinnerungswerken deutscher Soldaten, die während und nach dem Ersten Weltkrieg publiziert wurden. Skepsis und die Relativierung von vorherrschenden Stereotypen sind allerdings keine Merkmale von deren schriftlichen Zeugnissen – wobei Dofleins Versuch, »objektiv« zu berichten, auch unter den Publikationen der »Malako« eher die Ausnahme darstellt.

### 4.3 Der Erste Weltkrieg. Berichte vom Kriegsschauplatz

Der Kriegseinsatz des deutschen Heeres an der Seite der bulgarischen Armee in Mazedonien, der von 1915 bis zum Zusammenbruch der »mazedonischen Front« 1918 andauerte, schlug sich in zahlreichen Publikationen nieder, die von diesem »Kriegsschauplatz« im südöstlichen Europa bzw., wie es in der Regel hieß, im »Orient« berichteten. Teils waren es offizielle, von der Armee selbst herausgegebene Veröffentlichungen, so *Mazedonien. Ein Erinnerungswerk für die Mitkämpfer auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz*, das »herausgegeben von einem Armee-Oberkommando« 1918 im Berliner Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) erschien und mit Beiträgen zu unterschiedlichen Themenbereichen, zum Teil verfasst von »Malako«-Angehörigen wie Arthur Byhan und Franz Doflein, einen umfassenden Überblick über natürliche und kulturelle Gegebenheiten des Landes sowie den soldatischen Alltag dort vermitteln sollte: »Mazedonien in der Geschichte«, »Die Bevölkerung Mazedoniens«, »Die Erdgeschichte Mazedoniens«, »Gutes und Böses aus der Pflanzen- und Tierwelt«, »Das Walten des Wettergottes«, »Unsere Bundesgenossen«, »Unsere Feinde«, »Von der Heimat zur Front«, »Kranken- und Verwundetenfürsorge«, »Wohlfahrtspflege«, »Kriegergräber«, »Sieg und Frieden« lauten die Überschriften der einzelnen Kapitel.

Neben (populär-)wissenschaftlicher Aufklärung über »jene[] Gegenden, von deren Aussehen wir vor dem großen Kriege nur wenig wußten, deren Namen wir

höchstens im Zusammenhang mit Bandenkämpfen und räuberischen Überfällen hörten«, wie es ein »Hauptmann der R. [der Reserve]« Loewe in seinem Beitrag beschreibt (Loewe 1918: 100), war der Zweck einer solchen Publikation auch, die Leistungen der deutschen Soldaten in einer klimatisch, geographisch und kulturell herausfordernden, ja feindlichen Umgebung zu betonen und zugleich einen deutschen Herrschaftsanspruch im Sinne einer wirtschaftlichen und kulturellen Dominanz über den bulgarischen Bundesgenossen zu formulieren. Im abschließenden Beitrag »Sieg und Frieden« – das Buch erschien noch während des Krieges, als man nicht von einer Niederlage ausging – formuliert es »Leutnant d. L. [der Landwehr]« Hausmann folgendermaßen:

»Deutsche Kultur, deutsches Wissen und deutsche Kunst nahmen ihren Weg mit ihren Landeskindern und kamen dem fremden Lande zu gute. Der deutsche Arbeitsfleiß wirkte vorbildlich und zeigte die Wege, die einzuschlagen sind, um ein bisher abgelegenes, vernachlässigtes Gebiet wieder zu heben. Wo die Natur ihre Hilfe versagte, da setzte die Technik ihr Wissen ein, um vereinsamte, öde Landstrecken zu beleben und nutzbar zu machen. Manche ungeahnte Schätze fanden deutsche Forscher bei ihren Streifzügen und sie eröffneten einen erfreulichen Ausblick auf die Zukunft. Das, was der Sieg der Waffen eingebracht hat, liegt als ein reiches, ergiebiges Arbeitsfeld für den Frieden vor uns. Bei dieser Arbeit unsere Bundesgenossen zu stärken und zu kräftigen, wird eine unserer Hauptaufgaben im Frieden sein, denn damit nützen wir uns und ihnen. [...] An die große Handelsstraße Hamburg-Berlin-Bagdad wird in Zukunft auch Mazedonien seinen Anschluß erhalten und einer neuen Blüte entgegengehen. [...] Welche reichen Früchte wird erst eine sicher und zielbewußt einsetzende Arbeit im Frieden tragen, wenn auf dem, was im Kriege geleistet worden ist, weiter aufgebaut wird. Dann haben unsere tapferen deutschen Truppen nicht umsonst hier gelebt, gekämpft und geblutet.« (Hausmann 1918: 137)

Die Fremdartigkeit und Exotik des Landes hingegen stehen im Fokus des großformatigen, aufwändig gestalteten Fotobands *Bilder vom mazedonischen Kriegsschauplatz*, im »Auftrag eines Armeekorps-Ober-Kommandos« herausgegeben vermutlich 1915 oder 1917<sup>10</sup> von der Graphischen Gesellschaft München und zusammengestellt von Ludwig von Buerkel. Mit einer Auflagenhöhe von bis zu 26.000 Exemplaren (so die Angaben im Zentralen Verzeichnis antiquarischer Bücher ZVAB) erlangte es eine weite Verbreitung, während der Fotoband *Mazedonien: Bilder*

10 Im Buch ist kein Erscheinungsjahr verzeichnet. 1915 und 1917 beruhen auf Angaben im Zentralen Verzeichnis antiquarischer Bücher ZVAB, während der Eintrag im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek 1913 vermutet. 1917 erscheint am plausibelsten, auch weil das Exemplar im Besitz des Verfassers dieser Arbeit in Bildunterschriften auf 1916 verweist.

zur Erinnerung an die gemeinsamen Kämpfe der deutsch-bulgarischen Armee, 1917 herausgegeben von der »Feldluftschiffer-Abteilung 34 unter Mitwirkung der Kartographischen Abteilung des stellvertretenden Generalstabes der Armee«, nur in Einzelexemplaren aufgelegt wurde. Die *Bilder vom mazedonischen Kriegsschauplatz* zeigen in geringerem Umfang deutsches (und bulgarisches) Soldatenleben hinter der Front, etwa Paraden anlässlich von Besuchen des Generalfeldmarschalls Mackensen. Die meisten der hervorragend reproduzierten Photographien geben Einblicke in das Leben auf Basaren und Altstadtstraßen, in »Türken«- und »Zigeunervierteln«, in Dörfern und Klöstern. Im Kapitel über »Üsküb«, das heutige Skopje, werden die modernen, »europäischen« Stadtteile und Bewohner nicht gezeigt, sondern ausschließlich Szenen aus dem »orientalischen« Teil der Stadt, die Exotik und/oder Armut vermitteln. Ähnliches gilt für Aufnahmen vom Land. Symptomatisch ist Abbildung 168 des Buches, die vier vollverschleierte Frauen in einem steinigen, halb ausgetrockneten Flussbett zwischen kahlen Bergen zeigt und »In der Einöde« betitelt ist. Im der Publikation vorangestellten Vorwort eines »Leutnant d. L.« Hans Schmidt-Annaberg wird hingegen auf den Rohstoffreichtum und das wirtschaftliche Kapital des noch unterentwickelten Landes hingewiesen, ein Kapital, das sich nach Herstellung von »Ordnung und Sicherheit« – wohl insbesondere durch den Einsatz des deutschen Heeres – endlich nutzen ließe:

»Der Mazedonier selbst ist zwar durch die mehr als ein Menschenalter während unruhigen Verhältnisse des Landes weniger zur ruhigen Arbeit erzogen. Bisher mußte er ständig der Hüter des Hauses, der Verteidiger seines Besitzes und seiner Volksgenossen sein. Sein händlerischer Sinn ist aber ausgeprägt genug, um ihn auf die bessere Nutzung der Scholle hinzuweisen, wenn erst der Friede in das von ewigen Kämpfen durchschüttelte Mazedonien einzieht und Ordnung und Sicherheit dem einzelnen das Seine gewährleisten.« (Bürkel und Schmidt-Annaberg o.J.: o.S.)

Neben diesen von der Armeeführung selbst herausgegebenen Publikationen stehen Veröffentlichungen von offiziellen Kriegsberichterstattungen in der Presse, aber auch in Buchform. Zu nennen ist hier das 1916 im Münchner Albert Langen Verlag erschienene *Mit den Bulgaren. Kriegsberichte aus Serbien und Mazedonien* des späteren SPD-Reichstagsabgeordneten und Reichsministers Adolf Köster. Von Oktober 1915 bis April 1916 begleitete er das vorrückende deutsche Heer durch Serbien bis an die »Salonikifront«, also etwa an die Grenze zwischen der heutigen Republik Mazedonien und Griechenland, wo sich ein festgefahrener Stellungskrieg entwickelte. In Kösters zum Großteil in interner Fokalisierung verfasstem Bericht steht neben umfassender Information über die Kriegshandlungen (wobei die Schilderungen von Kämpfen zumeist aus zweiter Hand vorgetragen werden), das Leben der Soldaten sowie »Land und Leute« der Wille zur Unterhaltung der Leser im Mittelpunkt. Die »fremde Welt«, in der sich die Deutschen in Mazedonien befinden, dieses »Erleb-

nis des märchenhaft geträumten Orients« (Köster 1916: 81), wird in bunten Farben ausgemalt, wobei der homodiegetische Erzähler häufig auf im deutschsprachigen Mazedonien Diskurs seit dem 19. Jahrhundert ausgeprägte Topoi bzw. Stereotype zurückgreift (vgl. Kapitel 2 und 3) – vermutlich bewusst, um den Lesern Anknüpfungspunkte und Identifikationspotenzial durch Abgrenzung zu bieten oder auch die besonderen Herausforderungen des Kriegseinsatzes in diesen als jenseits der Grenzen Europas liegend inszenierten »Balkanberge[n]« (Köster 1916: 105) zu überhöhen. Rekuriert wird etwa auf die Vorstellung einer von Gefahr für Leib und Leben geprägten *terra incognita* an der Peripherie des europäischen Kontinents, wenn es bei der Schilderung eines Ausflugs ins heutige Štip heißt:

»Die Bereisung Mazedoniens war vor zehn Jahren ein ebenso großes Wagnis wie die Durchquerung Afrikas. [...] So ist Mazedonien neben Albanien das unbekannteste Gebiet Europas geblieben. [...] Die Burgen der Inkas in Südamerika waren leichter zu erreichen als das alte byzantinische Kastell von Istip – dicht vor den Toren Europas. Heute, wo dieses ganze Land unter militärischer Bedeckung liegt, hat man keine Bedeckungsmannschaften nötig. Immerhin ist für alle einzeln Marschierenden hier größte Vorsicht angeordnet. Der Mazedonier wie der Albaner kann nicht von seinem Gewehr lassen. Von morgens bis abends hört man es hier im Lande knallen. Er schießt aus Freude, aus Trauer, aus Langeweile.« (Köster 1916: 96)

Zwar liegt die *terra incognita* hier bereits in der Vergangenheit und auch die Sicherheitslage ist – dank Militär im Land – besser geworden, aber die nun neben »Albanern« auch den »Mazedoniern« (unklar, ob Köster sich dabei nur auf Slawen oder alle weiteren in Mazedonien ansässigen Ethnien bezieht) zugeschriebene Schießwütigkeit und die davon ausgehende Gefahr sind gleich geblieben. Aufschlussreich ist das Paradox der Europazugehörigkeit Mazedoniens, das in wenigen Absätzen einmal ein »Gebiet Europas« genannt wird und einmal »vor den Toren Europas« liegt. Mazedonien als *shifting territory* mit diffusen Grenzen – auch dies eine Zuschreibung früherer Texte, ebenso wie sein Schicksal als »Stiefkind[] der europäischen Großmachtdiplomatie« (Köster 1916: 95), die für Leid und Elend im Land verantwortlich gemacht wird. Allerdings liegt nun bei Köster die Wendung dieses Schicksals zum Guten hin nicht nur auf der Hand, sondern auch bereits in absehbarer Nähe. Durch den deutschen Militäreinsatz an der Seite der Bulgaren, durch »unsere sicher, weil methodisch fortschreitende Kraft, unser Können und unsere festgegründete Hoffnung« (Köster 1916: 95), könne Mazedonien nämlich als Teil Bulgariens »nach dem Kriege ungestört beginnen [...], die Wunden seiner vielhundertjährigen Geschichte zu heilen« (Köster 1916: 96). Auch das Paradox der Europa(nicht)zugehörigkeit Mazedoniens lässt sich Köster zufolge mittels des deutschen Militäreinsatzes auflösen. Es handelt sich nämlich weniger um ein geo-

graphisches<sup>11</sup> als vielmehr um ein kulturelles und zugleich zeitliches Problem. Der »Orient«, zu dem Mazedonien gezählt wird, ist noch in einer in »Europa« längst vergangenen Epoche gefangen, die nun zwar unter den Einfluss der Moderne geraten ist, aber noch immer neben ihr weiterbesteht und letztlich überwiegt: »Ganz dünn nur ist hier [im heutigen Skopje] der europäische Lack auf den Orient aufgetragen und ganz unvermittelt. [...] Während draußen am Bahnkörper autogene Schneidemaschinen rattern, in der Luft ein 160 PS. Motor sich einläuft, spinnen in den Straßen der Stadt die Weiber ihre Wolle wie vor 2000 Jahren.« (Köster 1916: 85)

Doch trotz ihres Übergewichts ist die »Zeit« des Orients dem Untergang geweiht. Noch ist das »Europäische« nur ein Firnis, doch es ist eindeutig überlegen, und es hat starke Verfechter: Die »fremden Truppen« in Skopje, also insbesondere die deutschen, »werden den Balkan, werden Ostrom und Mazedonien einer neuen Zukunft entgegenführen« (Köster 1916: 84).<sup>12</sup> Ein wenig wehmütig konstatiert Köster das, hat der exotische »Orient« doch auch seine malerischen Seiten, und mit dem Einzug der neuen, der »europäischen« Zeit wird »viele von dem schönen und bunten Wirrwarr, von dieser verträumten Unordnung [...], die wir heute noch in Üsküb und anderswo bewundern« (Köster 1916: 84), vergehen. Allzu schlimm ist das freilich nicht, das zeigt die Perspektive der einfachen Soldaten, der eigentlichen Helden von Kösters Schilderungen,<sup>13</sup> die er immer wieder – im folgenden Zitat mit einem Schwenk in eine angedeutete Nullfokalisierung – einnimmt: »Und dann die vielen, die nichts tun und nichts haben, sondern nur sitzen, liegen, faulen und rauchen und doch leben. Unsere deutschen Arbeiter und Bauern und Beamten schlen-

11 Das südlicher gelegene Griechenland etwa ist bei Köster ein Teil Europas. So spürt er in Monastir [dem heutigen Bitola in der Republik Mazedonien], das er als »europäischer als alle serbischen Städte«, als »anders als alle bisherigen [Städte] in Serbien und Mazedonien« empfindet, den Einfluss der nahen griechischen Mittelmeerküste. Es habe »immer teilgehabt an der reichen mittelmeerländischen Handelskultur, deren stark jüdisch versetztes Zentrum bis heute Salonik geblieben ist« (Köster 1916: 105), und sei dadurch anders geprägt als der Rest des Landes. »Europäische Kultur« sei somit nicht »neu und hässlich aufgepropft« (Köster 1916: 104), man spüre »an tausend Kleinigkeiten der Straße, der Gesichter, der Kleidung, der Haltung der Menschen, daß man dem muffigen Hammelgeruch der Balkanberge nun bald entflieht, daß nicht allzu weit das Meer ist, das Meer und Europa.« (Köster 1916: 105)

12 Auch die verbündeten Bulgaren, »wirklich ein sehr junges Volk« (Köster 1916: 124), gehören laut Köster einer anderen Zeit an, stehen den Deutschen aber deutlich näher. Sie sind wie Kinder, die gewisse Erfahrungen erst noch machen müssen, um – in nationalem Sinne – erwachsen zu werden: »Uns Westeuropäern, die wir die nationale Einigung mehr oder minder lange hinter uns haben, kommt die Fahnen- und Inschriftenromantik dieser jungen wiedererstandenen Balkanvölker manchmal naiv und kindlich vor. Aber unsere Großväter in Deutschland haben sie noch mitgeföhlt. Ohne die historische Volksromantik am Anfang des 19. Jahrhunderts kein Deutsches Reich, keine lebendige schaffende Volksgemeinschaft, wie wir sie in diesen Tagen, in diesen Jahren staunend erleben. Und so auch hier.« (Köster 1916: 123)

13 »[...] die Deutschen in Üsküb! – Hamburger Ewerführer auf den Wegen Alexanders des Großen!« (Köster 1916: 81)

dern durch diese fremde Welt, denken an die große Ordnungsmaschine, in der sie zuhause werkeln, und in ihre Neugier mischt sich ein tüchtiges Stück Verachtung für diese untergehende Zeit.« (Köster 1916: 83) Eine romantische Idealisierung des ›Orients‹ ist eher eine Sache der »elenden Sucher und Gucker« wie Köster selbst, die »unruhig und betört durch die Straßen dieser orientalischen Stadt [laufen] und [...] von Staunen in Staunen« stürzen, während die Soldaten, diese »Flieger und Landsturmmänner und Trainfahrer selber [...] das alles mit einer bodenlosen Ruhe und Selbstsicherheit« hinnehmen (Köster 1916: 81). Aus der Sicht des Berichterstatters sind sie damit besonders für den Krieg in entfernten Ländern qualifiziert, und er lässt sich zu hochfliegenden Phantasien hinreißen, die deutsche koloniale Ambitionen der Zeit vor dem Krieg aufnehmen und zugleich auf Alexander den Großen rekurren: »Man sieht sie zwischen Griechen und Kutzowallachen unbeirrt ihres Weges ziehen und sagt sich: sie wandern, wenn es nottut, nach Anatolien und Bagdad, gegen den Hindukusch und gegen den Ganges.« (Köster 1916: 81)

Da, wo Köster die Perspektive dieser einfachen Soldaten scheinbar ungefiltert zu Wort kommen lässt, dient sie der humoristischen Färbung des Berichts und somit wiederum der Unterhaltung der Leser. So besteht ein »Willem Pott und die heulenden Derwische. Ein Brief« überschriebenes Kapitel (Köster 1916: 114-117) aus dem (fiktiven) Schreiben eines seiner Sprache nach norddeutschen Soldaten an seine Frau Trina, das die von Köster beschriebene Ungerührtheit der Soldaten unmittelbar erlebbar macht, ihren Pragmatismus, ganz gleich, wo sie auch eingesetzt werden. Zugleich lässt es die fremde, als exotisch wahrgenommene mazedonische Umgebung durch den von inszenierter Naivität geprägten Blick des Soldaten und nicht zuletzt seine Sprachfärbung besonders komisch wirken, wie schon der Beginn des Briefes, der nicht zuletzt mit tradierten Stereotypen spielt, aufzeigt:

»Liebe Trina!/Im Betracht, daß ich hoffe, daß Du meine Karte aus Budapest wohl erhalten hast, melde ich Dir, daß wir drei seit fünf Tagen hier bei unserm Truppenteil wohlbehalten angekommen sind und bleibt es hoffentlich so. Die Reise war kolossal lang und sind wir hier fern von der Heimat, im Lande der Türken, wo Du ja von weißt, daß es früher grausame Räuber waren, jetzt aber unsere Verbündeten sind. [...] Liebe Trina, das, wo wir jetzt leben, ist wahrhaftig ein merkwürdiges Land, aber gestern das, mit den heulenden Derwischen, wirst sogar Du nicht glauben wollen und sagen, ich binde Dir eins auf, ist aber alles sichere Wahrheit, Trina, wo man doch kaum glauben kann, daß sowas möglich ist, unter Menschen, die ihre richtige Arbeit machen. Aber wie der eine nachher gesagt hat, sind es nicht Verrückte, sondern Barbier und Schneider und gewöhnliche fleißige Leute. Und nur einmal in der Woche werden sie verrückt und röcheln wie tote Schweine und bohren sich mit Messern ins Fleisch.« (Köster 1916: 114-115)

Auf das im deutschsprachigen Mazedonien-Diskurs seit dem 19. Jahrhundert weitverbreitete Schmutzstereotyp rekurriert Köster auffallend wenig, es spielt aber

gleichwohl eine Rolle, wenn auch eher ex negativo – da, wo es nicht schmutzig ist, wird dies besonders hervorgehoben. So besucht Köster ein »kutzowallachisches« Dorf, wo schon die Gebäude sein Erstaunen erregen, da sie so untypisch seien: »Anstatt der kleinen verfallenen Holzhäuser sieht man moderne solid aufgeführte Steinbauten – von amerikanischer Nüchternheit zuweilen.« (Köster 1916: 119) Noch bemerkenswerter ist aber die »ganz unbalkanische[] Sauberkeit«, die »so völlig überlegen dem Orient [ist], der uns sonst hier umgibt« (Köster 1916: 120). Erklärt wird dieses Phänomen zum einen mit dem Einfluss von Rückwanderern aus Amerika, die eine Prägung durch die dortige Kultur erfahren haben, zum anderen mit der Andersartigkeit der »Kutzowallachen« im Verhältnis zu den anderen Ethnien Mazedoniens.<sup>14</sup> Eine »andere Rasse« (Köster 1916: 120) seien sie, ein »gutes Ferment für den langen Weg der Entorientalisierung, den die Balkanstaaten nach dem Kriege vor sich sehen.« (Köster 1916: 121)

Schönheit und Erhabenheit der mazedonischen Landschaft hingegen spielen bei Köster so gut wie gar keine Rolle. Die Landschaft wird – so wie das Klima des Landes<sup>15</sup> – als menschenfeindlich inszeniert, als besondere Herausforderung für die deutschen Soldaten, die sich dadurch aber nicht von ihrer unerschütterlichen Pflichterfüllung abhalten lassen: ein Topos, der in Kombination mit der Schilderung von Exotik und kultureller Unterlegenheit der Einheimischen auch die in der Reichsarchiv-Reihe *Schlachten des Weltkrieges* publizierten Bände *Herbstschlacht in Mazedonien*. Cernabogen 1916 (Strutz 1924) und *Weltkriegsende an der mazedonischen Front* (Dieterich 1926) sowie die Erlebnisberichte einzelner Soldaten prägt, die teils während, teils nach dem Krieg erschienen. Köster selbst fasst die für ihn wichtigen Punkte am Ende seines Berichts in gewisser Weise zusammen:

»Abschied vom Balkan! [...] Abschied von den kahlen Bergen, den Maulbeerbäumen, den Hammelherden, den bunten Bäuerinnen Mazedoniens! Abschied von den Moscheen und Minarets, den Basaren und Türkenkindern, die so oft zum Spaß ihren roten Fez unter unsere Autoräder warfen! Abschied auch von unseren Balkansoldaten! Der heiße Sommer kommt. Die kahlen Berge brennen aus. Die Soldaten werden ihre harte Pflicht tun – in der stillen Schlacht des Stellungskrieges – und an dem Tage, wo der blutige Tanz der Geschütze und Kompagnien gegen die Linien von Kukul anhebt.« (Köster 1916: 144)

Doch sind auch die Grundaussagen in den einzelnen Kriegsberichten aus Mazedonien ähnlich, so unterscheiden sie sich im Duktus und der Intensität von Pe-

14 Die hier genannten »Kutzowallachen«, auch Vlachen, Zinzaren oder Aromunen, sind »Balkan-Romanen«, die eine dem Rumänischen verwandte Sprache sprechen (vgl. zusammenfassend Kahl 2005: 64). Zu dieser auch in der Republik Mazedonien ansässigen Minderheit vgl. auch Gauß 2001 und Stieger 2017.

15 »So tückisch ist das Klima dieses Landes: nachts und morgens glänzt Eis vor den Brunnen, mittags möchte man wegen Tropenanzügen nach Hause schreiben.« (Köster 1916: 99)

jorisierung und Exotisierung deutlich voneinander und von den offiziellen bzw. semioffiziellen Publikationen Kösters, der Armeeführung und der Malako. Allerdings ist zu bemerken, dass nicht immer Wert auf Schilderungen des Landes und seiner Bewohner gelegt wird. So stehen das militärische Lagerleben und technische Aspekte der Kriegsführung im Zentrum des erst 1935 im Berliner Verlag Bernard und Graefe erschienenen *Feldflieger über Mazedonien* von Georg Haupt-Heydemarck. In *Die deutschen Eisenbahntruppen auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz* von Walter Tetzlaff, 1924 in Berlin im Selbstverlag publiziert, geht es hingegen insbesondere um eine Würdigung der Leistung der Eisenbahntruppen in Mazedonien (und damit auch indirekt des Verfassers, ihres ehemaligen Kommandeurs), die als kriegsentscheidend dargestellt wird, könne man den Ersten Weltkrieg doch mit Fug und Recht als »Krieg der Eisenbahnen« (Tetzlaff 1924: 3) bezeichnen. Die Inszenierung des Landes durch Tetzlaff ist insofern gänzlich zweckgerichtet, wie der Verfasser selbst andeutet: »Um die Leistungen der Eisenbahntruppen in Mazedonien richtig würdigen zu können, ist es nötig, die ungünstigen Lebensbedingungen zu kennen, unter denen diese Leistungen erreicht worden sind. Allen Schwierigkeiten zum Trotz hoben sich die Leistungen aller Betriebe ständig.« (Tetzlaff 1924: 61) Das »unwegsame Mazedonien« (Tetzlaff 1924: 3), »bis zum Einmarsch in Serbien mehr oder weniger uns allen eine terra incognita« (Tetzlaff 1924: 15), seine »einsame, wilde Gebirgsgegend« (Tetzlaff 1924: 16), kaum passierbare Straßen, Holzarmut, und nicht zuletzt das unbarmherzige Wetter, das mal Überschwemmungen hervorruft, mal den »Erdboden sowie die Gegenstände, die den bei meist fehlender Bewölkung ungehinderten Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, je nach ihrer Beschaffenheit bis auf 60, ja sogar 70°, also zu sehr heißen Temperaturen« erhitzt (Tetzlaff 1924: 23), all das erfordert in Tetzlaffs Darstellung übermenschliche Anstrengungen von den Eisenbahntruppen, die sie jedoch tadellos meistern, trotz der zahllosen Hindernisse: »Die rückwärtigen Verbindungen dieser mehrere 100 000 Mann starken Armee stellten infolgedessen Anforderungen, insbesondere an die Eisenbahntruppen, wie sie in gleichem Maße auf keinem anderen Kriegsschauplatze des Weltkrieges gestellt worden sind.« (Tetzlaff 1924: 7) Hinzu kommt die Unzuverlässigkeit bzw. Unzulänglichkeit des bulgarischen Bundesgenossen, der in der Organisation des Nachschubs völlig versagt. Ochsenkolonnen sind »das einzige Transportmittel, das die bulgarische über 200 000 Mann starke Armee auf den wenigen, vollständig zerfahrenen Straßen, die sich durch das wilde Hochgebirge weit über 100 km zur Front ausdehnten«, besitzt, und es dauert wochenlang, bis eine solche Kolonne »ihre geringe Nutzlast der Front zuführen« kann (Tetzlaff 1924: 8). Die Führer der Kolonnen trotten »stumpfsinnig« dahin, sie kennen »keine Marschdisziplin«, und zu allem Überfluss machen sie die Straßen für die »wenigen deutschen Lastwagen« (Tetzlaff 1924: 9) kaum befahrbar. So muss der »deutsche Geist« (Tetzlaff 1924: 51) Abhilfe schaffen und den Nachschub auch für die bulgarische Armee durch eigens erbaute Feld- und Seilbahnen sichern. Dabei sind wiederum andere Schwierigkei-

ten zu meistern, etwa da die mazedonischen Hilfsarbeiter mitten im Winter im Hochgebirge nicht einmal über das »allernotwendigste Schuhzeug« (Tetzlaff 1924: 49) verfügen, das eigentlich die bulgarische Armee hätte bereitstellen sollen. Die Arbeiten stocken, bis die Deutschen für Schuhe gesorgt haben. »Eingeborene« spielen auch sonst nur eine Rolle, wenn sie Herausforderungen für die deutschen Truppen illustrieren sollen, zum Beispiel die Gefahr durch Krankheitserreger, die »unter der Landesbevölkerung in deren oft engen, erbärmlichen Lehmhütten« (Tetzlaff 1924: 49) besonders verbreitet seien, auch infolge von allerlei Ungeziefer:

»Zur Läuseplage gesellte sich im Sommer die Fliegenplage, die kaum zu schildern ist. Besonders in der Vardarebene konnte man sich oft der Fliegen kaum erwehren. Schon auf dem Wege vom Teller zum Munde sind Löffel und Gabeln von Fliegen besetzt. Bei den Eingeborenen, insbesondere bei Kindern, sah man oft einen dicken Kranz von Fliegen um Augen und Mund, ohne daß diese auch nur eine Bewegung machten, um die Tiere zu verscheuchen. Die Fliegen übertrugen Darmkrankheiten, Ruhr, Typhus, die besonders schwer auftraten. Die Quartiere in Dörfern und Städten waren fast durchweg in unglaublichem Maße verwanzt, so daß der Schlaf in den Quartieren oft nicht zur Erholung wurde. Weit verbreitet war die Pappatacifliege, gegen die auch ein Moskitonetz kaum schützte. Sie übertrug das Pappataciefieber. Wesentlich gefährlicher war die gleichfalls häufige Anopheles, eine Stechmücke, die die Malaria übertrug, die manches Opfer forderte.« (Tetzlaff 1924: 61)

Immerhin erweisen sich die »Bulgaren« bei der Erbauung der Bahnanlagen, die »ja doch ausschließlich für die bulgarische Armee und zur Erhaltung gerade des bulgarischen Mazedoniens bestimmt« (Tetzlaff 1924: 70) seien, als lernwillig und lernfähig; eine Leistung, die Tetzlaff etwas herablassend als »wohl beachtenswert« anerkennt. Schließlich hätten ja »sehr viele der im Felde stehenden bulgarischen Truppen selten oder noch nie vor dem Kriege eine Feldbahn, geschweige denn eine Seilbahn gesehen«, seien die »Bulgaren« doch »in ihrer überwiegenden Mehrzahl ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Bauernvolk« (Tetzlaff 1924: 94). Freilich hilft alles nichts: Am Ende, nach dem Zusammenbruch der Front, ist das, was »deutscher Fleiß und deutsche Technik in jahrelanger, rastloser Arbeit geschaffen hatten, [...] in genau einer Woche vernichtet« (Tetzlaff 1924: 99). Dafür verantwortlich sind die deutschen Eisenbahntruppen in Tetzlaffs Darstellung jedoch nicht.<sup>16</sup>

16 Um die Herausstellung der besonderen Leistungen eines bestimmten Truppenteils unter den in jeder Hinsicht als besonders schwierig geschilderten Bedingungen an der mazedonischen Front geht es auch dem »Vizelfeldwebel A. Peters« in dem 1918 in Ratzeburg veröffentlichten Band *Kriegs-Erlebnisse der Radfahrer-Kompagnie Lauenbg. Jäger-Batl. Nr. 9 in Mazedonien Oktober 1916 bis Juli 1917*. Und auch bei ihm dient der Blick auf die Einheimischen und ihre Lebensumstände insbesondere der Abgrenzung und Identitätsstärkung der eigenen *ingroup*: »Gerade hier in Ma-

Bereits 1916 erschien *Durch Serbien und Mazedonien. Stimmungsbilder aus dem Balkan-Feldzuge 1915-16* des lippischen Malermeisters und Mundartdichters Johann Willer im Detmolder Verlag Meyer und erreichte innerhalb eines Jahres mindestens vier Auflagen. Die in holprigen Versen verfassten »Stimmungsbilder« aus dem »mazedonische[n] Land;/uns allen aus Bibel, Geschichte/seit Kindertagen bekannt« (Willer 1916: 33), thematisieren auch die »Plagen des Dienstes« an »heißen, stickschwülen Tagen« (Willer 1916: 44). Doch im Vordergrund steht die Darstellung des fremdartigen »Orients«, in den sich die deutschen Soldaten versetzt sehen. Teils trägt er märchenhafte Züge, etwa wenn es über Üsküb/Skopje heißt:

»Wie grüßten von Ueskübs Hügeln so leuchtend die Minarets!/Wie grüßten uns vor den Toren/Die Männer in Turban und Fez!/Und als wir zum Stadtteil der Türken/Über den Vardar geh'n,/Grüßen aus steilen Gassen/Hernieder die schönen Moscheen./Das Volk trägt hier bunte Gewänder,/Von Farbenglut durchweht;/So liebt es der Morgenländer,/So will es Mekka's Prophet.« (Willer 1936: 38)

Doch manche »Märchenstadt« (Willer 1916: 40) wie Veles in der heutigen Republik Mazedonien entpuppt sich in Willers Diktion bei näherem Kennenlernen als Zumutung und führt lediglich zu der »in den Bart« gebrummten Feststellung: »Deutschland, Deutschland über alles« (Willer 1916: 41). Geradezu diffamierend sind die Zuschreibungen in dem Gedicht »Land und Leute«, das im Folgenden zur Veranschaulichung ausführlich zitiert wird. Ähnlich wie schon in Mays *Balkanromanen* soll dem deutschen Lesepublikum wohl vor allem belustigende Unterhaltung geboten, wohliges Gruseln und ein angenehmes Gefühl von Überlegenheit ermöglicht und zugleich die Eigenidentität als Deutscher bzw. Deutsche gestärkt werden.<sup>17</sup>

»Muß manches Euch schuldig bleiben,/Was wohl sich zu schildern gelohnt,/Und will nur schnell noch beschreiben/Dem Volke sein Tun und Treiben,/Und wie es sich kleidet, wie's wohnt.//Zumeist ist natürlich uns allen/Die Kleidung sehr aufgefallen:/Weiber mit kurzen Röcken,/Mit sackweiten Hosen der Mann;/Die Weiber nackte Füße und Beine,/Die Männer Sandalen dran. –/– Die Männer zumeist in Braun –/Kann man die Landesschönen/Recht bunt und farbig erschau'n./Dem Einen gefällt's und er nennt's/Die ›Farbenfreude des Orients,‹/Der and're, nicht ohne Grund,/Findet's zu grell und zu bunt./Beides ist manchmal richtig,/Ist doch beim Urteilen wichtig./Daß Rücksicht man darauf nimmt,/Wie's eine zum andern stimmt./Denn hier unter südlicher Sonne,/Wo tiefer der Himmel blaut,/Da wirken selbst grelle Töne/Im Bilde so leicht nicht zu laut./Immerhin, manches das

---

zedonien, fern von aller Kultur, angesichts des unsagbaren Elends der Bevölkerung kam jeder zur vollen Erkenntnis dessen, was ihm sein Vaterland, sein Deutschland ist.« (Peters 1918: 19)

17 Hinzu kommt in der Nachfolge Karl Mays das Abrufen bereits bekannter Stereotype und damit die Bestätigung einer bestimmten Leseerwartung.

find'/Ich dennoch zu bunt und zu scheckig,/Denn Kleider und Leute sind/Meistens sehr – schmierig und dreckig.//Die Wohnungen dürftige Hütten,/Mit Kuhmist und Lehm verschmiert;/Aus Lehm das Lager. Inmitten/Da wird das Feuer geschürt./Und um dies Feuer, da hocken/Die Alten und Jungen herum,/Wärmen sich Hände und Beine/Und sitzen den Buckel sich krumm./So oft ich im irdenen Topfe/Am Feuer was brodeln sah,/Immer war's Bohnensuppe,/Gewürzt mit Paprika./Teller und Löffel gebrauchen/Die Leute zum Essen nicht,/Sie nehmen ihr Maisbrot und tauchen/Es in das Bohnengericht./Und Tische und Stühle, die sind hier/Fast gar nicht im Gebrauch,/Das hockt hier um die Schüssel,/Das legt sich auf den Bauch./Die letzter'n – was jedenfalls wichtig –/Brauchen nicht schlafen zu geh'n./Die liegen zum Schlafen gleich richtig,/Wenn sie auf die Seite sich dreh'n.//Am Hause gewöhnlich ein Garten,/Meist lässig und dürftig bebaut,/Mit mancherlei fremdem Gemüse,/Mit allerlei Unkraut und Kraut;/Vor allem viel Knoblauch und Zwiebeln./Man liebt hier den scharfen Geschmack,/Drum braut man aus Zwetschen sich Racci/Und raucht viel starken Tabak. –//Die Landschaft nur Berge und Schluchten,/Sehr wenig bebaubares Land;/Den einzigen Reichtum des Volkes/Bildet der Viehbestand./Drollige Rasse von Schweinen/Mit krausen Haaren und langen Beinen/Sieht munter man sich zwischen/Die bunten Herden mischen./Denn Büffel und Esel, Schafe und Ziegen/Das ganze Jahr meist draußen liegen./Die Rasse, weil Inzucht, ist selten echt;/Im Übrigen sind die Bestände nicht schlecht./Wir kennen sie aus Erfahrung,/Denn öfters war'n wir so frei,/(Weil anfangs der Nachschub an Nahrung/Nur langsam und schwer kam herbei)/Und fingen ein Rind uns oder ein Schwein/Eigenhändig zum Schlachten ein.« (Willer 1916: 34-37)

Ausdrücklich auf Karl May bezieht sich der »Ingenieur J. Goebel« aus Wernigerode in seinem »In den Schluchten des Balkan« betitelten Beitrag zum Karl-May-Jahrbuch 1925, in dem er Mays Schilderungen mit eigenen Erinnerungen aus dem Kriegseinsatz im Jahr 1916 abgleicht. Bereits im südserbischen Niš, das als typische »orientalisch angehauchte[]« Stadt bezeichnet wird, die »nur aus der Ferne betrachtet« wirkt, »startt[]« in Goebels Diktion die Bevölkerung »vor Schmutz« (Goebel 1925: 149). Üsküb/Skopje mit seinen »zahllosen Moscheen und nadelspitzen Minarets« hat ein »ausgesprochen türkisches Gepräge, obwohl hier ein wahres Völkergemisch haust«, der Fluss »Wardar zieht sich hier schlangenartig durch eine wild zerklüftete Felswelt«, und am »Gesichtskreis ragt gleich einer drohenden Mauer himmelanstrebend die Felsenmasse der Schar Dagħ empor: der rechte Hintergrund für die Abenteuer eines Karl May!« (Goebel 1925: 150-151) Besonderes Augenmerk widmet Goebel diesem Gebirge, dem »Land der Skipetaren« (Goebel 1925: 151) zwischen Üsküb/Skopje und Prisrend/Prizren im heutigen Kosovo. In seinen »weltentlegenen Gegenden« leben »geborene[] Räuber« (Goebel 1925: 151), Meuchelmörder, die von »Hinterlist und Diebstahl« geprägt sind, laut Goebel genau so, »wie

sie die Feder Karl Mays zeichnete« (Goebel 1925: 152). Nach einem in diesem Kontext etwas unmotiviert wirkenden Exkurs über mazedonische Landschildkröten zieht der Verfasser den Schluss, May müsse das Land entgegen anderslautenden Annahmen selbst bereist haben: »Nur persönliche Wahrnehmungen ermöglichen ein Gemälde, wie es Karl May in seinen Büchern schuf.« (Goebel 1925: 153)

Den berühmten May-Titel nimmt auch *In den Schluchten des Balkans. Kriegsfahrten des Detachements Bürkner und der Sächsischen A. K. K. 240 durch Mazedonien, Albanien und Montenegro* von Siegfried Seidel auf, das 1921 im Verlag Friedrich Seidel in Buchholz in Sachsen erschien. Auch für Seidel ist Üsküb/Skopje nach der Anreise durch Serbien eine der ersten Stationen im »Orient«, es ist wie ein »Märchen aus 1000 und 1 Nacht«, das Keimboden für orientalistische Phantasien bietet: »Die Damen gingen tief verschleiert. Durch den Schlitz der Gesichtsmaske leuchteten verstohlenen 2 träumende Augen.« (Seidel 1921: 8) Doch bereits über Veles, wo »südliches, echt balkanisches Leben pulsiert[]«, heißt es, es sei »nichts anderes als eins der vielen elenden schmutzigen Türkenester am Wardarfluß« (Seidel 1921: 9). Angesichts des fremdländisch wirkenden multiethnischen Getümmels in den Straßen fragt sich der Erzähler, ob es sich »um Menschen aus unserer Zeit« (Seidel 1921: 9) handle, und greift damit das in Mazedoniendarstellungen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts öfter benannte Motiv der ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹ auf, das auf die unterstellte Rückständigkeit der mazedonischen Bevölkerung verweist. Diese Rückständigkeit betont Seidel auch an zahlreichen anderen Stellen. Teilweise erinnert seine Darstellung an Johann Willer – wenn auch weniger diffamierend, so doch nicht weniger herablassend:

»Die Einwohner des Dorfes besuchte ich oft in ihren Lehmhütten. Ohne Tisch und Stuhl hockten oder lagen sie auf dem platten Boden. Mit ihren bunten selbstgefertigten Kostümen belebten sie eigenartig das Duster der baufälligen Hütten. Trotz des elenden Lebens, welches das Bergvolk fristete, fand ich aber ein überaus gesundes und kerniges Geschlecht. Von nicht allzu großer Gestalt, fehlt es den Mazedoniern nicht an Ebenmaß der Glieder, an Elastizität und Muskelkraft. Frauen und Männer sind durchaus fleißig. Mitten am heißen Hochsommertag verrichten sie ihre Feldarbeit. Auch an einer gewissen Sauberkeit ließ man es nicht fehlen. Die primitive Wäsche wurde häufig am Dorfbächlein gesäubert und auf hartem Stein gerieben, zum Schluß freilich mit Knüppeln bearbeitet.« (Seidel 1921: 14)

Die »Mazedonier« gehören für ihn zu den »Naturvölker[n], die noch nicht, wie wir, im Zeitalter der Maschine stehen« (Seidel 1921: 18), was mit einer Prisenkivilisationskritik durchaus nicht nur negativ bewertet wird. Vor dem »primitiven Naturvolk mit der einfachen Lebensweise aber mit dem sittlichen Hochstande« könne man nämlich »ganz gewiß auch Achtung empfinden«; »Moral und Sitte« haben laut Seidel – wie auch bei Schultze Jena (1927) – in Mazedonien einen höheren Stellenwert, »als es in Stadt und Land mitteleuropäischer Gegenden bei der

Leichtlebigkeit bepudierter Backfischchen und entnervter Jünglinge heute der Fall ist« (Seidel 1921: 30). Besonders faszinieren ihn die patriarchalischen Verhältnisse, in denen der Mann als Oberhaupt der Familie gelte und als ihr »Gebiet« angesprochen werde (Seidel 1921: 30). Dass türkische Männer mehrere Frauen haben dürfen, die sich angeblich untereinander gut vertragen, sieht Seidel sogar als Rollenmodell für die Heimat an:

»Von dieser Friedfertigkeit moslemischer Frauen könnte man wohl auch bei uns im Lande noch manches lernen und oft das Gleichgewicht in der Ehe wiederherstellen, wenn unsere Frauen nur einen Teil solcher Bescheidenheit in sich trügen. Unsere Frauen stehen aber auf einer ganz anderen Kulturstufe und tragen für ihre moslemischen Schwestern wohl höchstens ein gewisses Mitleid im Herzen. Das ändert aber nichts daran, daß die Türken ein durchaus glückliches Familienleben führen, glücklicher vielleicht, als das bei uns oft der Fall ist.« (Seidel 1921: 44-45)

Auch sonst entbehrt die mazedonische Bevölkerung für Seidel nicht einer gewissen Romantik. So erinnern ihn Menschen, die er im Gebirge auf dem Weg nach Ohrid antrifft, an vertraute Klischees aus der Heimat: »Um sie plastisch wiederzugeben, müßte ich die Figuren aus der Weihnachtskrippe meines Vaters nehmen. Dann würde ich die bunten, faltenreichen Gewänder wiederfinden, die jene braunen Gestalten umschlangen, würde auch den Hirtenbuben wiederfinden, der mit seinen zottigen Schafen und Ziegen von Berg zu Tal zog.« (Seidel 1921: 20) Das Stereotyp der »schönen Zigeunerin« wird ebenfalls aufgerufen und reißt den Erzähler gar zu einigen Versen hin (Seidel 1921: 11), inspiriert auch vom »Zauber des südlichen Dämmerhimmels«, an dem wie in einer Orientphantasie im »fernen Osten die silberne Sichel des Mondes« steht (Seidel 1921: 10).

Neben Schilderungen von »unwirtliche[n] Gegenden«, in denen »nacktes Gestein und heißer Sand« die Landschaft prägen und die »tropische Sonne« das ihre zu den »Qualen des balkanischen Höllenkessels« beiträgt (Seidel 1921: 13) und die in bewährter Manier die Härte des Kriegseinsatzes herausstellen,<sup>18</sup> und anderen Passagen, in denen das Land als reich und fruchtbar dargestellt wird, stehen Bilder, wie sie bereits in Reiseberichten des 19. Jahrhunderts – auch dort schon insbesondere mit Bezug auf den Ohridsee – aufgerufen wurden: »Das waren die Wellen des Märchensees, die sich mit der grellen Mittagssonne neckten. Das Bild war erhaben und schön. Es war ein Bild des Südens, – voll von tiefem Blau und doch durchdrungen von ernster Schwermut.« (Seidel 1921: 20)

Auch Ohrid ist allerdings nur deshalb einigermaßen gut erreichbar, da die Deutschen nach »vieler, vieler Arbeit« das Gebirge »bezwungen« und eine Paßstra-

18 »Unzählige Kreuze stehen auf den Feldfriedhöfen des Balkans. Sie sind nur stumme Zeugen von dem Heldentum der deutschen Soldaten auf dem uns klimatisch so ungewohnten Kriegsschauplatz.« (Seidel 1921:14)

ße »über die höchsten Gipfel hinweg« gebaut haben (Seidel 1921: 19). Überhaupt spart auch Seidel nicht an Lob für die technischen Leistungen der Truppen, die »mit deutscher Tatkraft und deutscher Zähigkeit [...] in jahrelanger Arbeit« (Seidel 1921: 12-13) etwa eine Feldbahn von Prilep bis zur Front bei Bitola gebaut haben. Ohne den Krieg, ohne den deutschen Militäreinsatz wäre Mazedonien noch unzugänglicher und gefährlicher, als es laut Seidel trotz allem ohnehin noch ist:

»Wohin wir blicken, hemmen gewaltige Bergmassen den Weg. Im Zentral-Balkan gibt es nicht Wege und Straßen nach deutschem Muster. Saumpfade führen an schwindelnden Abhängen über das Felsgebirge, und in den Schluchten hausen noch Wölfe und Bären. Das Räuberunwesen hat hier seine Heimat und hätte der Krieg nicht eine feste gesicherte Etappenstraße geschaffen, wahrlich, die Reise wäre uns vielleicht verdammt schlecht bekommen.« (Seidel 1921: 9)<sup>19</sup>

Das deutsche Wirken wird als in jeder Hinsicht segensreich in Szene gesetzt. Ob als Ingenieure und Techniker – »Kamerad Germansky komm, Maschin kaput!« (Seidel 1921: 33) –, ob als Ärzte (Seidel 1921: 37), die Deutschen setzen die Einheimischen und ihre bulgarischen Verbündeten immer wieder ob der »viele[n] Kunst und Wissenschaft, die wir mitbrachten« (Seidel 1921: 37) in Erstaunen, machen sich als Lehrmeister in jeder Disziplin unabdinglich und gewinnen »durch unsere Arbeit und unseren Fleiß« (Seidel 1921: 37) die Achtung aller. Zur Metapher für die deutsche Überlegenheit, die sich jedoch mit sanfter Hand bemerkbar macht, wird ein »mit Liebe und Fleiß« gärtnernder »Landsturmmann« in Resnja [heute Resen im Süden der Republik Mazedonien], dessen üppige Frucht tragenden Felder allseits angestaunt werden und der in Frauen und Mädchen aus dem Dorf »begeisterte[] Schülerinnen« gefunden hat. Seine Gärtnerei gibt ein Beispiel »von dem, was der Boden Mazedoniens bei intensiver Bewirtschaftung nach deutschem Muster tatsächlich hervorbringen konnte« (Seidel 1921: 36), und führt beim Erzähler zu Ergüssen kolonialen Begehrens, die an Siedlungsgedanken des 19. Jahrhunderts anknüpfen:

»Von diesem Garten Eden, der hier unter deutscher Gärtnerhand erstanden war, kehrten wir immer mit besonderer Erbauung zurück und wenn bei der Heimfahrt die glühende Abendsonne mit zartesten Farbentönen die Wölkchen am Himmelszelt übergöß, dann priesen wir oft das reiche, fruchtbare Land, und wünschten es

19 Verhalten kritisch wird der deutsche Straßenbau in Mazedonien hingegen von H. Renner, neben Willer (1916) ein anderer soldatischer Mazedonien-Poet, in seinem Gedicht »Nutzen und Schaden« dargestellt: »Endloser Fels, granit und schiefern,/Mit Pfaden, schwerlich zu begehen,/Kaum Bäume, die ein Feuer liefern –/so der Charakter mazedon'scher Höhen.//Die Pfade hat der Krieg verbreitert,/Und um das Doppelte vermehrt,/Für Wagen ist der Weg erweitert,/Wo einstens Esel nur verkehrt.//Die selt'nen Bäume sind verbrannt,/Von weither wird das Holz gefahren –/Mir scheint's, als wenn dem armen Land/Die Bäume nöt'ger als die Wege waren.« (Renner o.J. [1918])

unserem deutschen Mutterland als Kolonialgebiet, auf dem noch viel brave deutsche Auswanderer mit der Kraft und der Art unseres Gärtners von Resnja die Bodenschätze zum Segen der ganzen Welt hätten heben können. Unermeßlich ist der Reichtum des Landes und bei den mannigfachen Rohprodukten hätte wohl eine sehr rege deutsche Industrie hier erstehen können: Leinen, Tuch und Seide, Baumwolle und vieles, vieles mehr wären einem arbeitsfrohen Volke hier unter den Händen erstanden.« (Seidel 1931: 36-37)

Doch dann bricht die Front zusammen, die deutschen Truppen müssen überstürzt den Rückzug antreten und stellen fest, dass sie im Land wohl doch nicht so beliebt sind. Der heterotopische Garten des Landsturmmannes wird »vollständig verwüstet und zertreten«, und beleidigt versucht Seidel sich in der Rückschau zu trösten: »Das eine aber wage ich zu behaupten: die Balkanbevölkerung hat von der deutschen Einquartierung nur Gutes erfahren und wird sich wohl heute schon unter geordneteren Verhältnissen manchmal den deutschen Lehrmeister wieder zurückwünschen, der imstande gewesen wäre, den Balkan zu einer Schatzkammer Europas auszubauen.« (Seidel 1921: 58)

Der Rückzug führt Seidels Abteilung durch Tetovo und Ausläufer des Šar-Gebirges Richtung Kosovo, wo nun alles zum Feind der deutschen Soldaten stilisiert und auch die einheimische Bevölkerung nur noch negativ dargestellt wird.<sup>20</sup> Es ist ein »verfluchtes Land« (Seidel 1921: 95), durch das sie sich auf

20 Sie ist ein »schmutzige[s] Bettelvolk«, das in »Höhlen und Felsennestern« lebt und ein »armseeliges Panjedasein« führt (Seidel 1921: 99). In einem Dorf zwischen Tetovo und Vratnica in der heutigen Republik Mazedonien kehren die Soldaten bei Einheimischen ein. Seidels drastische Schilderungen erinnern an Mays Darstellung von Glogovik (vgl. May 1892b: 57-79): »Die Häuser und engen Gassen strotzten vor Schmutz. Die baufälligen Hütten standen wackelig in den Felsnischen und drohten einzustürzen, wenn man sich an einen der Grundpfeiler nur anzulehnen wagte. Ein übler saurer Geruch, wie er entsteht, wenn im Kot und Schmutz Speiseabfälle verderben, erfüllte die ganze Luft und widerlich schmutzige Gesellen drückten sich auf den Gehöften herum. An den Lehmmauern klebte in runden großen Scheiben der Kuhmist, den man in Ermangelung von Holz zu Feuerungszwecken verwendete. Im Innenraum solch einer Hütte lag um uns beim Eintreten zunächst nur ägyptische Finsternis und erst allmählich gewöhnte sich das Auge an den düsteren Raum, der im wahrsten Sinne des Wortes einer Räuberhöhle glich. Rauchgeschwärzte Wände und Balken umgaben eine Gruppe am offenen Kamin hockender Gestalten. Zwischen zwei Pfählen schaukelte ein kleines Päckchen hin und her und aus Leibeskräften schrie ein kleines Baby uns entgegen. Verdenken konnte man es dem kleinen Erdenbürger wohl kaum, daß er sich in dieser schwarzen Höhle nicht sonderlich wohlfühlte, war doch der ganze Raum erfüllt von dickem Qualm und Rauch, der uns die Augen beizte. Das Feuer brannte offen in der Hütte. Durch ein kleines Loch im Dach sollte der Rauch wohl abziehen, aber diese Oeffnung erwies sich zu solchem Zwecke als viel zu klein. Freund Panje war nicht unfreundlich zu uns, als wir sein Allerheiligstes mit schüttelnden Köpfen bewunderten. Er offerierte uns sogar eine Dobro-Zigarette, indem er aus dem roten, breiten Schal, der seine Lenden umschlang und gleichzeitig als Tasche für das unvermeidliche Messer, für den Geldbeutel etc. diente, ei-

»steinigen Saumpfaden« (Seidel 1921: 88) bewegen, es lässt eine »Sintflut« (Seidel 1921: 94) auf sie herabrauschen und scheint sie in seinen »Schluchten und Felslabyrinth« gefangen zu halten und ihrem Verderben auszuliefern, so wie es schon die ganze Welt ins Unheil gestürzt hat:

»Proklete gore! Verfluchte Berge! – Ich weiß keine bessere Bezeichnung für das Reich der düsteren, schwarzen Gebirge, die uns hier gefangen hielten. Schwarz wie die Nacht, die mich umgab, als ich irgendwo in den Felslabyrinthen des Balkans erschöpft zusammengebrochen war, so unheimlich, finster und unheilvoll war das ganze Land, dem die Welt fluchte, weil es zum Brandherd des europäischen Krieges geworden war, dem auch wir fluchten, weil es uns seine schier unüberwindlichen Bergriesen entgegensetzte, uns damit den Ausblick in die Morgenröte der Freiheit zu wehren. Proklete gore!« (Seidel 1921: 111)

Die mazedonisch-albanischen Grenzberge also (von Seidel kurzerhand zu »albanisch-montenegrinischen Grenzbergen« gemacht; vgl. Seidel 1921: 91) sind schuld am Weltkrieg, und schuld an der Niederlage an der »mazedonischen Front« ist auch nicht der »deutsche Recke der Neuzeit, Germanenblut in den Adern und die Kraft eines Löwen im Arm«, der sich »wacker geschlagen« hat, sondern der »eigene Bundesbruder« wurde »um Judaslohn« zum »Verräter an unserer deutschen Sache« (Seidel 1921: 51). Mit dieser Lesart, die den angenommenen deutschen Anspruch auf Mazedonien zusätzlich ideologisch begründet, entspricht Seidel auch den nationalistischen Romanen über die Mazedonienfront, die in den 1930er Jahren erscheinen (vgl. Kapitel 5.1).<sup>21</sup>

Wie aufgezeigt wurde, sind die Berichte deutscher Kriegsteilnehmer von der »Mazedonienfront« stets ideologisch gefärbt und als Konstruktionen zu betrach-

---

ne Tabakdose herausnahm und ganz säuberlich einen Glimmstengel zu drehen verstand. Wie war es aber nur möglich in solchem Dreck und Speck für die Dauer ein Leben zu fristen. Armes, armes Volk, das hier in den Bergen wohnte. Unsere Stallungen für das Vieh, die in deutscher Heimat stehen, sind wahre Paläste gegen solch eine armselige Indianerhütte, wie wir sie hier in den albanisch-montenegrinischen Grenzbergen fanden. Dabei werden, nebenbei bemerkt, die Hütten von Mensch und Vieh gemeinsam bewohnt. Um das Feuer herum, über dem ein großer Kupferkessel schaukelt, liegen auf geflochtener Matte Männer, Frauen und Kinder beieinander. Ein kleines schwarzes Borstentierchen, das in dieser Schweinerei ganz vortrefflich gedeiht, gesellt sich dazu, eine Henne gackert und wackelt über den lehmigen Boden, an der Krippe aber zupft Meister Graubein lustig am Heu und lässt mit lang gezogenem »!–a« seine kleinen runden Aepfel fallen. Das alles stört die braven Panjes nicht, sie leben in ihrem sonderlichen Idyll gar glücklich weiter. Was würden unsere verwöhnten europäischen Frauen zu solch traulichem Familienglück wohl sagen?« (Seidel 1921: 91-92)

21 Deutlich differenzierter schildert das Vorwort des Bandes *Weltkriegsende an der mazedonischen Front* aus der »im Auftrag des Reichsarchivs« herausgegebenen Reihe »Schlachten des Weltkrieges« die Gründe für den Zusammenbruch der Front in Mazedonien, die Hauptverantwortung trägt aber auch hier die bulgarische Armee (vgl. Dieterich 1926: 10-19).

ten, die sich aus dem zeitgenössischen Mazedonien-Diskurs speisen und weniger der Darstellung einer bestimmten ›Realität‹ als vielmehr der Selbstvergewisserung, der Unterhaltung eines heimischen Lesepublikums und politischen Zielen dienen. Dennoch werden derartige Berichte noch heute unkommentiert als ›authentische landeskundliche Zeugnisse‹ tradiert und tragen somit wiederum zum heutigen Mazedonien-Diskurs bei. So zitiert die Historikerin Cornelia Rauh-Kühne in einem Aufsatz über die Kriegserlebnisse des Offiziers Hans Constantin Paulssen auch dessen Aufzeichnungen aus Mazedonien, in denen er sich, so Rauh-Kühne, »ausgiebig der gewaltigen Landschaft und der fremdartigen orientalischen Kultur [widmet], mit der er in Mazedonien erstmals konfrontiert wurde« (Rauh-Kühne 1997: 150). Die »Landschafts- und Kulturerfahrungen als Etappenoffizier« – so eine Zwischenüberschrift des Aufsatzes –, die ohne Einordnung weitervermittelt werden, lesen sich ganz ähnlich wie die Beschreibungen Willers (1916) oder Seidels (1921), etwa beim »Besuch einer Eingeborenen-Familie«:

»In einem großen Stall, zur Rechten deutsche Pferde, zur Linken die Familie rings um ein Feuer gehockt ... Die Männer faul, Zigaretten drehend, eine Frau ihren kleinsten Struwwelpfopf mit Liebe lausend, zwei Mädchen flochten sich gegenseitig Zöpfe für den morgigen Festtag (hl. Dreikönige), und zwar eine ganze Menge, ungefähr 40-50 dünne Zöpfe, die dann eine Art steifen Teppich bildeten. Im Übrigen tragen die Frauen Ponylocken in die Stirn und Koteletten an den Ohren. Eigentlich konnte man glauben, man säße bei Eskimos. Auf jeden Fall hält man es nicht für möglich, daß diese Menschenkinder ›Europäer‹ sind.« (Zitiert nach Rauh-Kühne 1997: 154-155)

In der Rubrik »einestages« des Nachrichtenmagazins *Spiegel Online* wurden 2013 unter dem Titel »An der Front mit den ›Preußen des Balkans‹« die Kriegserinnerungen Carl Klußmanns von seinem Enkel Uwe Klußmann veröffentlicht. Auch hier werden die Schilderungen »Mazedoniens« übernommen, ohne sie einzuordnen oder auch nur zu hinterfragen:

»Schon während der Bahnfahrt an die Front dämmerte den Soldaten, dass sie am Rande Europas angelangt waren. Die Fahrt ging an zerklüfteten baumlosen Berghängen vorbei, die bei vielen sicherlich Erinnerungen an Karls Mays Abenteuerroman ›In den Schluchten des Balkan‹ weckten. Sie fuhren an Dörfern aus Lehmhütten vorüber, deren Bewohner weder Strom noch fließendes Wasser kannten. Ihnen bot sich das Bild einer armen, aber an ethnischen Kulturen reichen Gegend. Hier lebten Serben, Albaner, Griechen, Bulgaren und Türken; Muslime, Christen und Juden. Aus Fotos kann man schließen, dass meinem Großvater besonders die bulgarischen Schäferinnen in ihren Trachten mit bunt bestickten Ärmeln gefielen.« (Klußmann 2013)

Stereotype Imaginationen, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert vor dem Hintergrund eines kolonialistischen Diskurses entstanden sind, erweisen sich so bis heute als wirkmächtig. Bis zu einem gewissen Grad gilt das auch für die Briefe des jüdischen Religionsphilosophen Franz Rosenzweig, die dieser zwischen 1916 und 1918 aus Mazedonien an Familie und Freunde schrieb und die in den letzten Jahrzehnten in Sammelbänden veröffentlicht wurden. Spielen Beschreibungen des Landes, in dem er als Soldat der Luftabwehr eingesetzt war, auch nur eine eher geringe Rolle – vorrangig sind intellektuelle Erörterungen philosophischer, theologischer und historisch-politischer Themen sowie der Austausch über unterschiedlichste Lektüren –, so spiegeln sie doch den zeitgenössischen Diskurs wieder, wenn auch die jeweilige Bewertung sich durchaus von gängigen Mustern unterscheidet. Nach Mazedonien ist es »so eine lange Reise« (Rosenzweig 2002: 12), doch diese »Entfertheit« (Rosenzweig 2002: 78) hat Vorteile für den Einsamkeit suchenden Denker: »Ein solches beinahe Einsiedlerleben auf einem hohen Berg mit weitem Blick hatte ich mir immer gewünscht, im Frieden ...« (Rosenzweig 1979: 216) Als er sich in die Frau seines Freundes Eugen Rosenstock verliebt, Margrit Rosenstock-Huessy, genannt Gritli, treten die Vorteile allerdings in den Hintergrund: »Früher war mir ja diese Front sympathisch, wegen des interessanten Hinterlands, der schönen Südlichkeit und auch grade wegen der Entfernung – das einsiedlerhafte Dasein an der Peripherie gefiel mir –, aber jetzt ist es schrecklich, so weit weg zu sein« (Rosenzweig 2002: 78). Und doch kann er dem Kriegsaufenthalt im südlichen Land, der ihm genug Raum für umfangreiche Lektüren und eigene Arbeiten<sup>22</sup> bietet, einiges abgewinnen, wovon nicht nur geradezu hymnische Landschaftsbeschreibungen zeugen, sondern auch Passagen wie diese an die Eltern (die freilich, um diese zu beruhigen, recht zugespitzt sein mag):

»So lange wir hier sind, könnt Ihr nun freilich *mehr als beruhigt* [Herv. i.O.] sein. Die Front ist ca. hundert Kilometer entfernt und nach Veles sind feindliche Flieger seit Januar nicht gekommen! Es ist eine vollkommene Sommerfrische, gestört durch einige Vorgesetzte (aber nicht mehr als einen in der Schweiz die Kellner stören). Blütenbäume, Schneeberge, Rindvieh, Arnauten, Türken, bulgarisches Militär.« (Rosenzweig 1979: 187)

Die einheimische Bevölkerung findet sonst kaum Erwähnung, gängige Zuschreibungen werden nur punktuell angedeutet, etwa wenn Rosenzweig im Dezember 1916 seinen Eltern schreibt:

22 So zeugen die Briefe sehr detailliert von der Ausarbeitung von Rosenzweigs Werk *Stern der Erlösung* in Mazedonien. Walter Benjamin hat in seiner Rezension des Buches darauf hingewiesen: »Denkwürdig wie das Werk seine Entstehung in den Schützengräben von Mazedonien.« (Benjamin 2011: 185)

»Ihr denkt Euch alles hier falsch, es ist garnicht so ungemütlich, und wären nicht die verlorenen Jahre, so wäre es ganz lustig. Das Primitive (und selbst das Dreckige) macht mir ja Spaß. Könnte ich Euch nur eine Vorstellung von den hiesigen Zuständen vermitteln. Ihr würdet selbst sehen, daß man solche Mitleidsausbrüche unwillkürlich mit einem vergnügten Grinsen quittiert. Umgekehrt stelle ich mir nach zwei Tagen vielleicht Euer Leben zu grau vor. Ich habe gar keine große Sehnsucht nach Urlaub im Februar.« (Rosenzweig 1979: 325)

Prägend wirken in Rosenzweigs Briefen in Bezug auf Mazedonien insbesondere die Beschreibungen der als erhaben inszenierten Landschaft, die zudem »hinreisend schön« (Rosenzweig 2002: 148) bzw. »wunderschön« (Rosenzweig 1979: 188) sei, wenn sich der Autor auch den Hinweis nicht verkneifen kann: »Nach dem Krieg wird man Autoreisen hierher machen – freilich mit Übernachten im Wagen.« (Rosenzweig 1979: 188-189)

